

E+Z

Monatliches e-Paper

ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT **E+Z**

DEVELOPMENT
AND COOPERATION **D+C**

Internationale
Zeitschrift

ISSN
2366-7249

Mai 2016

Multilaterale Institution
Die Ziele des neuen
Chefs der Afrikanischen
Entwicklungsbank

Digitaler Wandel
Weltbank betont
Relevanz analoger
Grundlagen

Migration
Hintergründe der
Auswanderung aus
Bangladesch



Bedeutung des Sports

Schwerpunkt: Bedeutung des Sports

Starke Läufer

Jamaikas Erfolge in der Leichtathletik sind legendär. Der Karibikstaat hat Usain Bolt und andere Olympiasieger hervorgebracht. Heimische Fachleute entdecken Talente früh, haben aber kaum Geld, um sie zu fördern, wie der Trainer **Everton Leslie** im Interview erläutert. Auch in Kenia träumen junge Leute von einer Karriere in der dortigen Nationalmannschaft der Langstreckenläufer, berichtet der Journalist **Isaac Sagala**. [Seite 14, 16](#)

Respekt verdienen

Vor 20 Jahren hat **Christopher Minko** die Cambodian National Volleyball League (Disabled) gegründet – und damit ein Sportangebot für Menschen mit Behinderung in Kambodscha geschaffen. Im Interview erzählt er von Erfolgen und Rückschlägen. [Seite 18](#)

Das Geld zählt

Kricket ist in Indien ein Riesengeschäft. Aus dem Spiel, das einst auf jeder Dorfweide gespielt wurde, ist ein stark wettkampforientierter Zuschauersport geworden, schreibt **Faiz Ullah** vom Tata Institute of Social Sciences in Mumbai. [Seite 20](#)

Compliance als System

Im Sport wird Fairplay betont – aber in der Praxis gibt es Doping, Manipulation und Korruption. Dagegen muss vorgegangen werden, urteilt **Sylvia Schenk** von Transparency International Deutschland. [Seite 23](#)

Zwischen Hoffnung und Chaos

Nach Fußball-WM nun Olympia: Rio de Janeiro profiliert sich mit Großereignissen. In Krisenzeiten ringt die Stadt um echte Fortschritte, schreibt die auf Megastädte spezialisierte Autorin **Julia Jaroschewski**. [Seite 26](#)

Mentale Dimensionen

Sport stärkt nicht nur den Körper, er kann auch die Seele befreien. In der Demokratischen Republik Kongo hilft eine kirchliche Organisation traumatisierten Frauen und Mädchen mit einem Sportprogramm, Körperbewusstsein und Selbstvertrauen zu erlangen. **Susanne Bischoff** von „Brot für die Welt“ beschreibt das Projekt. Derweil kann der Boxsport auch dazu dienen, junge Mädchen stark zu machen. Wer am Boxgirls-Programm teilnimmt, gewinnt Selbstvertrauen und kann gesellschaftlichen Wandel bewirken – ob in Kreuzberg oder in afrikanischen Townships. Die Journalistin **Theresa Krinninger** erläutert das Konzept. [Seite 29, 32](#)

Editorial

Spiele in Zeiten der Krise

➔ Die Olympischen Spiele in Rio sollten der Höhepunkt der Amtszeit von Präsidentin Dilma Rousseff werden. Nun sieht es so aus, als wäre sie, wenn die Spiele im August beginnen, schon nicht mehr an der Macht. Das Parlament hat ein Amtsenthebungsverfahren gestartet.

Als vor Jahren Olympia und zuvor die Fußballweltmeisterschaft an Brasilien vergeben wurden, waren die Leute begeistert. Die Nation fühlte sich endlich global anerkannt. Inzwischen ist die Stimmung gekippt. Nach langem Boom ist die Volkswirtschaft in die Rezession gerutscht. Gegen Korruption und Staatsversagen wird protestiert.

Es wird bezweifelt, dass alle Sportstätten rechtzeitig fertig werden. Verspätungen gibt es auch bei großen Infrastrukturvorhaben. Die Veranstalter versprechen aber, die Spiele würden glatt laufen. Der Erfahrung früherer Austragungsorte nach wird das vermutlich stimmen. Mit etwas Glück wird das Weltereignis auch das Selbstwertgefühl der Brasilianer stärken.

Jedenfalls werden die Augen der Welt auf Rio ruhen. Große Sportereignisse faszinieren Milliarden von Menschen. Wettkämpfen zuzuschauen ist spannend. Wenn Landsleute gewinnen, erfüllt das viele Menschen mit Stolz, und Regierungen wollen von solchen Gefühlen profitieren.

Sport und Bewegung haben noch viel weitreichendere Relevanz. Training dient der körperlichen und mentalen Fitness. Sportliche Aktivität stärkt das Selbstbewusstsein und reduziert Gefühle der Verzweiflung. Mannschaftssport fördert Teamgeist. Soziale Anerkennung, persönliche Wertschätzung und Attraktivitätsvorstellungen sind körperlich konnotiert. Entsprechend sind die Paralympics vermutlich das wichtigste, regelmäßig stattfindende Ereignis zur Stärkung der Stellung von Menschen mit Behinderungen.

Schattenseiten gibt es indessen auch – Doping etwa. Manche Athleten steigern ihre Leistungsfähigkeit unerlaubt mit Pharmaka, und allzu oft drängen privatwirtschaftliche Sponsoren oder staatliche Fördereinrichtungen sie dazu. Manipulation und Korruption verzerren Ergebnisse.

Viele Brasilianer sind empört, weil Olympia umgerechnet rund 8,7 Milliarden Euro kosten soll. Davon wird sicherlich ein Teil versickern, und das Land ist in der Tat sozial tief gespalten. Allerdings wird der größte Teil des Geldes sinnvoll in die Zukunft der Megastadt investiert. Olympia bot eine Chance, mit besonderem Ehrgeiz und größerer Wirkung als sonst stadtplanerische Herausforderungen anzugehen. Die Fußball-WM tat das in Rio und anderen Städten auch schon.

Brasilien hat Probleme. Korruption gehört dazu, Olympia nicht. Es ist beklemmend, dass Rousseff persönlich keine Vorwürfe gemacht werden, wohingegen viele Politiker, die ihre Amtsenthebung betreiben, im Verdacht stehen. Die Partei der Staatschefin ist gewiss nicht sauber – aber die anderen Parteien sind es auch nicht. Richtig wäre es, die Justiz ihre Arbeit machen und die Bürger bei den nächsten Wahlen ihre Konsequenzen ziehen zu lassen.

Das aktuelle Amtsenthebungsverfahren beruht auf übertriebener Politisierung. Das Gerede vom Systemkollaps ist gefährlich; es kann sich als selbst erfüllend erweisen. Es wäre besser, ruhig zu bleiben und die Richter die Strafprozesse führen zu lassen. Das entspräche demokratischen Regeln – und dem Prinzip des Fair Play. ←



Hans Dembowski
ist Chefredakteur von E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit / D+C Development and Cooperation.
euz.editor@fs-medien.de

Monitor

Theorien über internationale Beziehungen korrekturbedürftig /
Alltägliche Gewalt gegen Arme / Trügerische Ruhe in Burundi /
Investitionen in erneuerbare Energien auf Rekordniveau / Heutzutage:
Teenagerschwangerschaften in Sambia / Impressum / Wie EU und
USA gemeinsam die globale Ernährungssicherheit stärken könnten

4

Schwerpunkt: Bedeutung des Sports

Interview mit Everton Leslie

Jamaikas Leichtathleten: „Sieger geben nicht auf“

14

Isaac Sagala

Kenianer laufen an die Weltspitze

16

Interview mit Christopher Minko

Behindertensport in Kambodscha: Minenopfer werden
Vize-Weltmeister

18

Faiz Ullah

Cricket ist in Indien ein großes Geschäft

20

Interview mit Sylvia Schenk

Wie Korruption im Sport bekämpft werden muss

23

Julia Jaroschewski

Olympiavorbereitung: Rio zwischen Hoffnung und Chaos

26

Susanne Bischoff

Traumatisierten Frauen im Kongo verhilft Sport zu
Körperbewusstsein und Selbstvertrauen

29

Theresa Krininger

Mädchen boxen sich durch – in Berlin, Kapstadt und Nairobi

32

Tribüne

Interview mit Akinwumi Adesina

„Junge Afrikaner müssen in Afrika beschäftigt werden“

34

Hans Dembowski

Weshalb Digitalisierung allein keinen Fortschritt bringt

36

Interview mit Ridwanul Hoque

Auslandserfahrungen von Migranten aus Bangladesch

37

Debatte

Kommentare zu bedrohter Demokratie in Tunesien, Südafrika
und Indien

40

Tribüne



Abir Abdullah/picture-alliance/dpa

Ausbeutung von Arbeitsmigranten

Millionen Bangladescher arbeiten im Ausland. Viele werden ausgebeutet, ihre Rechte missachtet. Manche werden gar wie Sklaven gehalten und von keinem Gesetz geschützt. Der Juraprofessor **Ridwanul Hoque** erläutert Hintergründe und Probleme im Interview. [Seite 37](#)

Abwanderung schadet Afrika

Der neue Chef der Afrikanischen Entwicklungsbank, **Akinwumi Adesina**, beschreibt im Interview seine Ziele und erläutert, weshalb wirtschaftliche Diversifizierung nötig ist und junge Afrikaner Arbeit in Afrika brauchen. [Seite 34](#)

Debatte



Yassine Caidi/AA/picture-alliance

Nicht im Stich lassen

Terrorismus bedroht die einzige Demokratie, die aus dem Arabischen Frühling hervorgegangen ist. Tunesische Sicherheitskräfte haben im März den Versuch von ISIS unterbunden, die Stadt Ben Gardane zu erobern. Dennoch braucht das Land mehr Unterstützung von der internationalen Gemeinschaft und besonders der EU, schreibt der ehemalige Hochschulminister **Tawfik Jelassi**. [Seite 40](#)

Der menschliche Faktor

Die herkömmlichen Theorien über internationale Beziehungen sind korrekturbedürftig, wie ein neues Buch ausführt, das Wissenschaftler vom Deutschen Institut für Entwicklungspolitik herausgegeben haben. Menschen sind den Ausführungen zufolge viel kooperativer, als allgemein angenommen wird. Ein falsches Verständnis der menschlichen Natur hat aber Folgen für die Weltpolitik, weil es Zusammenarbeit erschwert und Scheitern wahrscheinlicher macht.

Wissenschaftler, die sich mit internationalen Beziehungen beschäftigen, gehen normalerweise davon aus, dass Regierungen immer im engverstandenen Eigeninteresse handeln. Diese Vorstellung ist eng verwandt mit der wirtschaftswissenschaftlichen Vorstellung vom „Homo oeconomicus“. Ihr zufolge sind Menschen rationale, nutzenmaximierende Wesen, die nur mit anderen zusammenarbeiten, wenn es sich lohnt. Kooperation ist demnach die Ausnahme und nicht die Regel, denn sie ist ohne konkrete Anreize nicht zu erwarten.

Der Homo oeconomicus ist eine Fiktion. Das theoretische Konstrukt dient dazu, mathematische Modelle zu rechtfertigen, entspricht aber nicht der empirischen Wirklichkeit. Sozialanthropologen, Psychologen, Soziologen und sogar Volkswirte selbst haben schon oft gezeigt, dass Menschen soziale Wesen sind, die Gemeinschaft brauchen und auf Dauer gar nicht nur individuelle Interessen verfolgen können.

Dirk Messner, der Direktor des Deutschen Instituts für Entwicklungspolitik (DIE), und Silke Weinlich, eine wissenschaftliche Mitarbeiterin am DIE, wenden diese Einsicht nun auf internationale Beziehungen an. Ihrem Urteil nach ist die Einschätzung, Regierungen funktionierten wie der imaginäre Homo oeconomicus, nicht nur falsch, sondern geradezu gefährlich. Die Menschheit brauche angesichts ernster Krisen wirkungsvollere Kooperation, diese könne aber kaum gelingen, wenn wichtige Akteure meinten, Regierungen wollten instinktiv immer nur auf eigene Faust agieren.

Klimaschutz, Armutsbekämpfung und Finanzstabilität gehören zu den vielen Dingen, die kollektives Handeln erfordern, weil einzelne Regierungen die entsprechenden Aufgaben allein nicht schultern können. Gemeinsame Anstrengungen sind nötig – und zwar schnell, denn die Zeit ist angesichts der ökologischen Krise knapp.

Interdisziplinäre Arbeit

Messner und Weinlich sehen Anlass zu Hoffnung und begründen das in einem Buch, das sie kürzlich herausgegeben haben („Global cooperation and the human factor in international relations“, London 2016). Der Sammelband enthält Aufsätze von Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen, von der Biologie bis zur Theorie komplexer Systeme. Die beiden Herausgeber wollen den Weg für „einen neuen interdisziplinären Ansatz zur Erforschung globaler Kooperation“ bahnen. Ihre Arbeit wurde vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) gefördert.

Aus Messners und Weinlichs Sicht ist es falsch, den gegenwärtigen Stillstand in diversen multilateralen Kontexten als Konsequenz des Aufstiegs der BRICS-Länder (Brasilien, Russland, Indien, China, Südafrika) zu interpretieren, die gegen die USA, die EU und Japan opponieren. Diplomatische Fehlschläge seien auch auf ein überholtes Verständnis von Souveränität und unzureichend konzipierte Institutionen zurückzuführen. Es wäre hilfreich, Zusammenarbeit nicht nur mittels der etablierten Methoden zu suchen.

In einem Aufsatz warnt Messner, die Annahme, Zusammenarbeit sei in einer Phase sich verschiebender Machtverhältnisse unmöglich, könne zur selbsterfüllenden Prophezeiung werden. Er ist Politikwissenschaftler und hat dieses Kapitel zusammen mit dem Geographen Alejandro Guarín und dem Psychologen Daniel Haun verfasst. Die drei Akademiker führen aus, dass menschliche Zusammenarbeit typischerweise von sieben ermöglichenden Faktoren abhängt:

- Wechselseitigkeit,

- Vertrauen,
- Kommunikation,
- Reputation,
- Fairness,
- Durchsetzung von Regeln und
- ein gemeinsames Verständnis von „Wir“.

Diese Dinge sind offensichtlich interdependent. Langfristig hängt Vertrauen von Wechselseitigkeit und Fairness ab, während Kommunikation Reputation und Vertrauen bilden kann und obendrein nötig ist, um Regeln durchzusetzen. Eine Vorstellung von einer gemeinsamen Identität wiederum entsteht auf der Basis gelungener Kooperation und erleichtert dann weitere Zusammenarbeit. Die drei Wissenschaftler schreiben, die aktuelle Krise der internationalen Politik könne an der unzureichenden Bereitstellung der genannten sieben Faktoren liegen. Es gelte, diese „Unterversorgung“ zu korrigieren.

Die bisherige Praxis halten die Autoren für ungenügend. So müsse etwa in der Entwicklungspolitik die „zutiefst ungleiche Beziehung von Norden (Gebern) und Süden (Empfängern)“ zugunsten einer Vorstellung von gemeinsam zu erreichenden Zielen aufgegeben werden.

In einem anderen Aufsatz schreiben Messner und Weinlich, dass es Homo oeconomicus gebe, dieser aber ein Menschenaffe sei. Sie erklären, dass große Affen in der Tat nur instrumentelle Vernunft haben. Der entscheidende Punkt ist aber, dass Menschen im Gegensatz zu Affen zu komplexer Kommunikation und dem Aufbau von Institutionen fähig sind. Entsprechend kommt es darauf an, die Faktoren, die Kooperation möglich machen, auf verschiedenen Ebenen auch in der internationalen Politik zu berücksichtigen. Sie spielen für die Interaktion individueller Diplomaten ebenso eine Rolle wie für die historisch gewachsenen Beziehungen zwischen Staaten.

Evolution der Diplomatie

Einstellungen und Institutionen ändern sich im Lauf der Geschichte. Im Buch erläutert der Sozialanthropologe Iver



Monitor

Kooperationsdefizite lassen sich nicht nur mit Spannungen zwischen etablierten und aufstrebenden Mächten erklären: Finanzminister und Zentralbanker der G20 mit IWF-Chefin Christine Lagarde bei einem Treffen in Shanghai im Februar.

B. Neumann von der London School of Economics die Evolution der Interaktion organisierter Gruppen. Er beginnt mit der Erfindung der Großtier-Jagd vor 300 000 Jahren und kommt bis zur Einrichtung permanenter multilateraler Verhandlungssysteme nach den napoleonischen Kriegen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Sein kurzer Abriss legt nahe, dass sich bessere diplomatische Kooperation, als wir sie heute kennen, herausbilden kann. Dabei werden ihm zufolge nichtstaatliche Akteure an Bedeutung gewinnen.

Siddharth Malavarapu, ein Politikwissenschaftler von der South Asian University in Delhi, führt aus, dass Dinge wie Sprache, Erinnerung und Affekte wichtig sind, um globale Kooperation zu stärken. Er rät multilateralen Institutionen, mehr auf derlei zu achten. Es gehe beispielsweise

darum, verschiedene Perspektiven aufzugreifen, um alle relevanten Akteure zu verstehen und deren Anliegen gerecht zu werden. Malavarapu warnt, dass Institutionen scheitern, wenn ihnen die Fähigkeit und Bereitschaft fehlen, Perspektiven entsprechend zu wechseln. Ihm zufolge sollten Institutionen zudem Lehren aus Beispielen geglückter Zusammenarbeit ziehen.

Wer Malavarapu folgt, wird lieber von „globaler“ als von „internationaler“ Zusammenarbeit sprechen, denn der erste Terminus betont Gemeinsamkeit, während der zweite implizit auf Nationen verweist. Eine viel schwierigere Aufgabe ist es aber, Geschichte so aufzugreifen, dass sie die kollektiven Erinnerungen stärkt, die Kooperation fördern, denn es gibt leider viele historische Beispiele von Menschengruppen, die unter anderen Gruppen leiden mussten.

Das Buch von Messner und Weinlich inspiriert, weil es ungewohnte Perspektiven aufzeigt. Es bietet jedoch keinen handfesten Rat für Politiker, und es behandelt weder Interessengegensätze noch die vielfältigen Enttäuschungen, die nicht nur – aber besonders – Führungspersönlichkeiten aus Afrika, Asien und Lateinamerika seit dem Ende der Kolonialzeit erlebt haben. All das hätte selbstverständlich auch den Rahmen eines einzigen Buches gesprengt. Zu Recht fordern die Herausgeber weitere Forschung zum Thema internationale Zusammenarbeit. Wenn diese bald Früchte tragen soll, muss zügig weitergearbeitet werden.

Hans Dembowski

Buch

Messner, D., und Weinlich, S. (Hrsg.), 2016: Global cooperation and the human factor in international relations. London, New York: Routledge.

Alltägliche Gewalt gegen Arme

Tag für Tag widerfährt armen Menschen willkürliche Unterdrückung und Unrecht. Diese fehlende Rechts-sicherheit blockiert jegliche Perspektive und fesselt die Menschen weiter an die Armut.

Die Juristen Gary A. Haugen und Victor Boutros prangern in einem Buch an, dass Milliarden von Armen das Menschenrecht auf Freiheit und persönliche Sicherheit verwehrt bleibe. Mittellose Menschen seien schutzlos sexueller Gewalt, Zwangsarbeit und Sklaverei, Landraub, missbräuchlicher Polizeigewalt und Folter ausgesetzt. Die Autoren belegen dies mit erschütternden Fallbeispielen etwa aus Peru, Indien und Kenia. Diese alltägliche Gewalt mache sämtliche Bemühungen der Menschen, sich aus der Armut zu befreien, zunichte. Sie unterminiere dadurch auch die wirtschaftliche Entwicklung armer Länder und torpediere alle Bemühungen zur Armutsbekämpfung, schlussfolgern die Autoren.

De facto leben viele arme Menschen in Entwicklungsländern in einem Zustand der Rechtlosigkeit. Es fehle an der Durchsetzung von Gesetzen, konstatieren Haugen und Boutros. Wohlhabende und einflussreiche Menschen machten sich zerrüttete und korrupte Rechtssysteme zunutze, um Arme zu unterdrücken und auszubeuten. Die Rechtssysteme vieler Staaten seien noch von den ehemaligen Kolonialmächten geprägt. Diese seien allein darauf ausgelegt gewesen, das Regime vor der Bevölkerung zu schützen, was vielfach bis heute gelte. Zusätzlich bedienten sich reiche und mächtige Eliten privater Sicherheitsdienste, was das öffentliche Rechtssystem noch mehr aushöhle.

Marode Rechtssysteme zeichneten sich aus durch:

- willkürliche Anklagen und Festnahmen;
- Missbrauch und Folter in der Untersuchungshaft, die Monate oder auch Jahre dauern kann, bevor es – wenn überhaupt – zur Verhandlung kommt;
- mangelnde Ausbildung und Bezahlung von Polizisten;
- mangelnde juristische Ausbildung;
- Mangel an grundlegenden Ressourcen und an Infrastruktur;

- Angeklagte haben keinen Rechtsbeistand;
- Verfahren werden in einer fremden Sprache abgehalten (z. B. Englisch oder Spanisch statt der jeweiligen Landessprache), die die Angeklagten weder sprechen noch verstehen;
- es gibt meist keine Mitschrift des Gerichtsverfahrens, die als Basis für ein Wiederaufnahmeverfahren dienen könnte.

Haugen und Boutros machen auch die Geberländer für die mangelnde Durchsetzung der Gesetze verantwortlich, denn diese widmeten dem Thema weder genügend Aufmerksamkeit noch ausreichende Mittel. Nur etwa ein bis zwei Prozent der offiziellen Entwicklungshilfe (ODA) dienten gezielten Maßnahmen zur Verbesserung des Rechtswesens zum Schutz aller Bürger. Grund hierfür seien meist die Statuten der Entwicklungsorganisationen. Diese untersagten faktisch eine Unterstützung des Polizei- und Justizsektors, um sich nicht in die inneren Angelegenheiten der jeweiligen Staaten einzumischen und um korrupte Regierungen nicht noch mehr zu stärken. Gut funktionierende Rechtssysteme und die Durchsetzung von Gesetzen seien aber eine unabdingbare Voraussetzung für nachhaltige Entwicklung, meinen die Autoren.

Victor Boutros ist Bundesstaatsanwalt in den USA und beschäftigt sich mit poli-

zeilichem oder staatlichem Fehlverhalten wie Korruption und Amtsmissbrauch. Gary Haugen ist Gründer und Präsident der International Justice Mission (IJM), einer internationalen Menschenrechtsorganisation, die Arme vor Gewalt, Sklaverei und Menschenhandel schützt. Anhand beispielhafter Projekte, die von IJM und anderen Organisationen vorangetrieben wurden, zeigen die Autoren, dass es möglich ist, nicht funktionierende Rechtssysteme in Entwicklungsländern so zu verändern, dass sie die Armen wirksam vor Gewalt schützen. Dass es gelingen kann, beweise etwa auch die Geschichte der Polizei in den USA. Historisch betrachtet habe es laut Haugen und Boutros in keinem Land von Anfang an Rechtssysteme gegeben, die die Armen und Schwachen beschützten.

Die Autoren fordern von Entwicklungsorganisationen mehr Engagement in dem Bereich. Die Entwicklungsländer müssten sich im Gegenzug konkret zum Ausbau von Rechtssystemen verpflichten, die auch der armen Bevölkerung Schutz gewähren.

Dagmar Wolf

Quelle

Haugen, G. A., und Boutros, V., 2016: Gewalt – die Fesseln der Armen. Worunter die Ärmsten dieser Erde am meisten leiden – und was wir dagegen tun können. Berlin, Heidelberg: Springer.

Link

International Justice Mission Deutschland:
<http://ijm-deutschland.de/>



Junge Arbeitssklaven in der Fischindustrie in Ghana.

Ethnische Spaltung ist nicht das Problem

Nach dem Gewaltausbruch im vergangenen Jahr herrscht gespenstische Ruhe in Burundi. Politiker und Journalisten im Exil sowie internationale Experten befürchten einen Bürgerkrieg. Ethnische Spannungen würden angeheizt, um von der politischen Krise abzulenken.

Die Ankündigung von Burundis Präsident Pierre Nkurunziza im April 2015, für eine dritte Amtszeit zu kandidieren, löste Massenproteste aus. Regierungstruppen schlugen einen Putschversuch im Mai brutal nieder. Burundis Verfassung verbot eine dritte Amtszeit. Doch Nkurunziza wurde im Juli 2015 trotzdem wiedergewählt. Das Verfassungsgericht änderte die Amtszeitbegrenzung – im Vorfeld waren mehrere seiner Mitglieder ins Ausland geflüchtet.

Seitdem herrscht das, was in den Augen vieler Beobachter die Ruhe vor dem Sturm ist. „Eine trügerische Ruhe“, nennt sie der Sondergesandte der Afrikanischen Union (AU) für Burundi und das Gebiet der Großen Seen, Kassimi Bamba. Exilpolitiker sowohl von der Opposition als auch von der Regierungspartei sowie Flüchtlinge in den Nachbarländern Burundis befürchten den Ausbruch eines gewaltsamen Konflikts. Die Regierung heize ihn durch ethnische Propaganda an, die ausschließlich dem eigenen Machterhalt diene.

„Die dritte Amtszeit ist illegal, und das ist die Position der Afrikanischen Union“, betont Bamba. Viele Menschen wurden verhaftet, eingesperrt und gefoltert. Hunderte verloren ihr Leben, und rund 250.000 flüchteten nach UN-Angaben in die Nachbarländer Tansania, Ruanda und die Demokratische Republik Kongo sowie nach Uganda.

„Dies ist keine ethnische Krise, wie viele Menschen glauben – es ist eine ganz und gar politische Krise“, betont Bob Rugurika, Journalist und Chef des privaten Radiosenders RPA (Radio Publique Africaine). Die Regierung „plant eine ethnische Krise, um von der politischen Krise abzulenken“, sagte er auf einer Diskussi-



Burundische Flüchtlingskinder im Flüchtlingslager Gashora in Ruanda.

onsveranstaltung der Heinrich-Böll-Stiftung im April in Berlin. Rugurika ist selbst geflüchtet.

In den Augen von Rugurika und anderen besteht die Gefahr, dass die Regierungspropaganda den Konflikt zwischen den beiden größten ethnischen Gruppen des Landes, Hutus und Tutsis, zum Explodieren bringt. Nach jahrzehntelangen Kämpfen führte ein Friedensabkommen 2005 zu einem wackligen Frieden in dem zentralafrikanischen Land. Damals wurde Nkurunziza, Chef der aus einer Rebellenorganisation der Hutus hervorgegangenen Partei CNDD-FDD, zum Präsidenten gewählt.

Ein Quotensystem für die Volksgruppen sollte für ein gewisses Gleichgewicht innerhalb des Systems sorgen, führte aber stattdessen zu struktureller ethnischer Diskriminierung, kritisiert Claudia Simons, Afrikaexpertin der Stiftung Wissenschaft und Politik (SWP) in Berlin. Aber: „Die breite Bevölkerung wehrt sich dagegen, sich nach ethnischen Kriterien mobilisieren zu lassen.“

Kordula Schulz-Asche, die für die Grünen im Bundestag sitzt, hat Burundi 2015 mit einer Gruppe von Abgeordneten besucht. „Alle burundischen Parlamentarier betonten damals, dass eine ethnische Spaltung nicht das Problem sei“, berichtet sie.

Es besteht die Befürchtung, dass der Konflikt auf Nachbarländer übergreift, zumal Rebellenmilizen Gerüchten zufolge jenseits der Grenzen trainieren. „Die internationale Gemeinschaft hat nicht genug getan, um eine Verschärfung der Lage zu verhindern“, sagt der AU-Sondergesandte Bamba. Die AU hat ihren Plan, rund 5000 Soldaten nach Burundi zu schicken, verworfen. Stattdessen beschloss der UN-Sicherheitsrat Anfang April, eine kleine Polizeieinheit in das Land zu schicken. Laut Bamba läuft es auf 20 bis 30 Polizisten hinaus. „Das wird nicht viel helfen“, urteilt er.

Die Runde war sich darüber einig, dass Friedensverhandlungen der einzige Ausweg sind. Da viele Oppositionelle im Ausland sind, wird der von der Regierung vor kurzem initiierte „Friedensdialog“ jedoch sehr einseitig ausfallen, meint Rugurika. „Wer soll denn an einem Dialog teilnehmen, wenn die meisten Oppositionellen im Exil sind?“, fragt der Journalist. Seinen Angaben zufolge liegen für viele der Personen, die eigentlich teilnehmen müssten, Haftbefehle vor. Nach Ansicht von Schulz-Asche müssten Friedensverhandlungen außerhalb Burundis stattfinden.

„Die Leute unterschätzen die Möglichkeit einer Katastrophe“, sagt Rugurika. „Muss die Krise erst zum Genozid führen wie in Ruanda?“
Ellen Thalman

Schwellenländer überholen Industrieländer

In erneuerbare Energien wird so viel Geld gesteckt wie nie – und erstmals mehr in Schwellen- und Entwicklungsländern als in Industrieländern. Trotzdem stammt gerade einmal ein Zehntel des Stroms weltweit aus erneuerbaren Quellen, und die Wirkung reicht bei weitem nicht aus, um die Pariser Ziele zu erreichen.

Die weltweiten Investitionen in erneuerbare Energien sind auf einem Höchststand. 2015 wurden laut dem Bericht „Global trends in renewable energy investment“ 286 Milliarden Dollar in die Nutzung von Wind, Sonne und Co gesteckt. Das waren fünf Prozent mehr als 2014. Beim Zuwachs an Stromerzeugungskapazitäten machten die Erneuerbaren im vergangenen Jahr erstmals mehr als die Hälfte aus, nämlich 53 Prozent.

Mit Abstand das meiste Geld floss mit 107 Milliarden Dollar beziehungsweise 80,9 Milliarden Dollar in Wind- und Solarkraft. Hier fand auch das größte Wachstum statt: Die Investitionen in Sonnenenergie stiegen gegenüber dem Vorjahr um zwölf, die in Wind um neun Prozent. In alle anderen erneuerbaren Energien wurde weniger investiert als 2014.

„Ein Großteil der Musik spielt in Schwellen- und Entwicklungsländern“, betonte Martin Cremer, Mitherausgeber des gemeinsamen Berichts des Frankfurt School-UNEP Collaborating Centre und Bloomberg New Energy Finance, bei dessen Vorstellung Ende März in Frankfurt. Investitionen von Nicht-OECD-Ländern sowie Chile, der Türkei und Mexiko überstiegen demnach erstmals die Investitionen von Industrieländern. Mit 103 Milliarden Dollar ist China mit Abstand der Spitzenreiter – sein Anteil an den weltweiten Investitionen in erneuerbare Energien stieg auf über ein Drittel.

Auch in den Entwicklungsländern hat sich laut Cremer die Erkenntnis durchgesetzt, dass erneuerbare Energien unverzichtbar sind. Die Investitionen lägen dort 30 Prozent über den Vorjah-



In Ouarzazate, Marokko, steht das weltweit größte Sonnenwärmekraftwerk.

reswerten – bewegten sich aber nach wie vor auf einem niedrigen Niveau. „In den Entwicklungsländern sind die Rahmenbedingungen entscheidend“, erklärt Cremer: „Gibt es Sicherheit für Investoren, eine Regulierungsbehörde?“

Ulf Moslener, ebenfalls Mitherausgeber, weist darauf hin, dass die erneuerbaren Energien trotz der hohen Investitionen weltweit nur 16,2 Prozent der Stromerzeugungskapazitäten stellen. „Noch ernüchternder ist ihr tatsächlicher Anteil am Strommix: Er liegt bei 10,3 Prozent.“ Der Unterschied ergibt sich daraus, dass Wind und Sonne nicht immer verfügbar sind und die Anlagen ihre Kapazitäten oft nicht ausschöpfen können.

Moslener gibt zu bedenken, dass der Kraftwerkspark vor allem in Schwellen- und Entwicklungsländern relativ jung ist. „Mindestens die Hälfte der weltweiten Kohlekraftwerke ist jünger als 23 Jahre alt und bei einer Funktionsdauer von 40 Jahren noch 17 Jahre oder länger funktionsfähig.“ Die auf der Pariser Weltklimakonferenz vereinbarten Ziele gehen aber von einem Auslaufen der fossilen Energieträger in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts aus. „Dazu reicht es nicht aus, die Erneuerbaren auszubauen“, mahnt Moslener.

Eine besondere Bedeutung spielt die Stromspeicherung, um auf die schwankende Erzeugung aus Sonne und Wind und auf ungleichmäßig auftretende Ener-

gienachfragen zu reagieren. Dem Bericht zufolge wurden 2015 weltweit 250 Megawatt im Bereich Elektrizitätsspeicherung hinzugefügt, wobei Pumpspeicherserkraft und Bleibatterien nicht mitgerechnet sind. 2014 betrug der Zubau nur 160 Megawatt. Silvia Kreibiehl, Leiterin des Frankfurt School-UNEP Collaborating Centre for Climate & Sustainable Energy Finance, hält es für unabdingbar, die Strommärkte so umzubauen, dass noch deutlich höhere Anteile erneuerbaren Stroms aufgenommen werden können. Dazu „müssen Investitionen in Speichermedien und der Ausbau der Stromnetze in Zukunft eine größere Rolle spielen“.

Die Autoren erwarten, dass sich der Trend fortsetzt und sowohl die Investitionen in erneuerbare Energien als auch ihr Anteil am Energiemix weiter steigen. Bei weiter fallenden Kosten für Technik würden die politischen Rahmenbedingungen immer unwichtiger. „Die Ressourcenausstattung wird Treiber“, glaubt Moslener. Dann wären nicht mehr die Länder mit den höchsten Einspeisetarifen Spitzenreiter, sondern die Länder mit der meisten Sonneneinstrahlung und den besten Windverhältnissen – ein Trend, der bereits sichtbar ist. *Katja Dombrowski*

Link

Global Trends in Renewable Energy Investment 2016 Report:

<http://fs-unep-centre.org/publications/global-trends-renewable-energy-investment-2016>

Heutzutage: Schülerin und Mutter

Teenagerschwangerschaften und frühe Ehen führen zu sozialen, medizinischen und psychologischen Problemen für Mädchen und Jungen. In Sambia sind jedes Jahr Tausende betroffen.

Laut Zahlen des sambischen Bildungsministeriums wurden 16 376 Schulmädchen im Jahr 2014 schwanger. Im Jahr zuvor waren es 14 938. Die Zahlen für 2015 sind noch nicht veröffentlicht, werden sich aber in ähnlicher Höhe bewegen. Die offiziellen Statistiken erfassen jedoch nur die Mädchen, die zur Schule gehen. Die tatsächlichen Zahlen liegen viel höher.

Teenagerschwangerschaften betreffen nicht nur die Unterschicht. Vor kurzem wurde der

17-jährige Sohn eines früheren Verteidigungsministers verhaftet, weil er seine schwangere Freundin umgebracht hatte. Als das Mädchen ihm mitteilte, dass sie von ihm schwanger sei, nahm er das Gewehr seines Vaters und erschoss sie. Er ist nun wegen Mordes angeklagt.

Dies ist ein extremer und sehr bekannter Fall. Viele andere junge Leute versuchen, in sehr schwierigen Umständen mit ungewollten Schwangerschaften umzugehen. Die sambische Tageszeitung Daily Nation berichtete kürzlich über den Fall eines 15-jährigen Mädchens in einer ländlichen Gegend der Provinz Luapula. Obwohl sie so jung war, hatte sie bereits zwei Kinder und war verheiratet.

Nach sambischem Recht kann ein Mädchen unter 16 Jahren keine Zustimmung zum Sex geben. Der männliche Partner kann wegen sexuellen Missbrauchs angeklagt werden, was aber selten geschieht.

Zu jung Kinder zu bekommen hat für die Mutter ernste Folgen. Mubiana Inambao, Leiter der gynäkologischen Abteilung im Ndola Central Hospital, sagt, schwangere Mädchen seien nicht nur sozialer Ausgrenzung ausgesetzt, sondern auch medizinischen und psychologischen Komplikationen. So etwa könnten sich „sowohl Jungen wie Mädchen durch ungeschützten Geschlechtsverkehr mit HIV/Aids oder sexuell übertragbaren Krankheiten anstecken“.

Er fügt hinzu, dass der Körper von Mädchen „noch nicht voll entwickelt“ sei, bevor sie 18 Jahre alt sind. Typische Komplikationen seien „heftige Blutungen oder schwere Geburten, verursacht durch den engen Geburtskanal, sowie Infektionen durch unprofessionelle Abtreibungen“.

Eine furchtbare Verletzung ist die sogenannte „Geburtsfistel“; ein Loch zwischen Scheide und Rektum oder Blase, das durch



eine lange, schwere Geburt verursacht wird. Bei schwangeren Teenagern reißt oft die Scheide bei der Geburt, und dies führt zu ersten langfristigen Schäden: Die Frauen werden inkontinent für Urin, Stuhl oder beides.

Obendrein sind junge Mädchen psychologisch noch gar nicht in der Lage, die Mutterrolle zu übernehmen. Das sambische Bildungssystem erlaubt Mädchen, nach einer Schwangerschaft zur Schule zurückzukehren, aber sie haben dann oft schulische Schwierigkeiten. Teenagerschwangerschaften sind sozial nicht akzeptiert, deswegen werden minderjährige Mütter oft stigmatisiert.

In der Kolumne „Heutzutage“ erzählen Korrespondenten aus Entwicklungsländern vom Alltag in ihrer Heimat.

Humphrey Nkonde

ist Journalist und lebt in Ndola, Sambia.

zpeopleandplaces@gmail.com



Impressum

E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit
57. Jg. 2016
Die Zeitschrift erscheint auf Englisch als D+C Development and Cooperation.
ISSN 2366-7249

Herausgeberin:



E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit wird vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung finanziert und von ENGAGEMENT GLOBAL herausgegeben. Zeitschrift und Website sind nicht als Regierungssprachrohr konzipiert, sondern sollen ein kontroverses Diskussionsforum für Politik, Praxis,

Wissenschaft und Zivilgesellschaft auf internationaler Ebene schaffen. D+C Development and Cooperation ist der inhaltsreiche englischsprachige Zwilling.

ENGAGEMENT GLOBAL gGmbH

Service für Entwicklungsinitiativen
Tulpenfeld 7
53113 Bonn
Tel. (02 28) 2 07 17-0, Fax (02 28) 2 07 17-150
<http://www.engagement-global.de>

Beirat:

Thomas Loster, Prof. Dr. Katharina Michaelowa, Prof. Dr. Dirk Messner, Petra Pinzler, Hugh Williamson

Verlag:

Frankfurter Societäts-Medien GmbH

Geschäftsführer:
Oliver Rohloff

Anschrift von Verlag und Redaktion:

Frankenallee 71-81
D-60327 Frankfurt am Main

Zugleich auch ladungsfähige Anschrift für alle im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten.

Redaktion:

Dr. Hans Dembowski (Chefredakteur, V.i.S.d.P.), Katja Dombrowski, Sabine Balk, Sheila Mysorekar, Eva-Maria Verfürth, Dagmar Wolf (Assistenz)
Tel. (0 69) 75 01-43 66,
Fax (0 69) 75 01-48 55,
euz.editor@fs-medien.de

Mitteilung gemäß § 5 Absatz 2 Hessisches Gesetz über Freiheit und Recht der Presse: Gesellschafter des Unternehmens ist die Frankfurter Societät GmbH.

Grafik und Layout: Jan Walter Hofmann

Übersetzung:

Eleonore von Bothmer, Carola Torti

Anzeigen, Abonnements und Vertrieb:

Klaus Hofmann (verantwortlich)
Tel. (0 69) 75 01-48 27
Fax (0 69) 75 01-45 02
zeitschriftenvertrieb@fs-medien.de

Druck:

Westdeutsche Verlags- und Druckerei GmbH
Kurfürstenstraße 4-6
D-64546 Mörfelden-Walldorf

Der auszugsweise oder vollständige Nachdruck der in E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit und in D+C Development and Cooperation veröffentlichten Beiträge ist mit Quellangaben gestattet. Wir bitten jedoch um Übersendung von jeweils zwei Belegexemplaren. Diese pauschale Genehmigung bezieht sich nicht auf die im Blatt verwendeten Fotografien.

Bezugspreise für Druckausgabe:

Einzelpreis: 2,20 €, Jahresabonnement Inland: 14,00 €, Jahresabonnement Ausland: 18,00 € (inkl. Versandkosten).

Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen nicht in jedem Falle die Meinung von Herausgeber und Redaktion dar.

Transatlantische Zusammenarbeit

Ernährungssicherheit steht in vielen Weltregionen durch Klimawandel oder politische Umstände auf dem Spiel. Zwei Forschungsinstitute machen sich in einer Kurzstudie Gedanken darüber, wie die globale Nahrungsversorgung durch eine bessere transatlantische Kooperation verbessert werden kann – ohne den Klimawandel zu beschleunigen.

Im Süden und im Osten Afrikas droht derzeit eine Hungerkatastrophe ungeahnten Ausmaßes. Dort sorgt das Klimaphänomen El Niño, das durch den Klimawandel verschlimmert wird, für eine der schlimmsten Dürren seit Jahrzehnten. Hilfsorganisationen und UN rechnen damit, dass mehr als 45 Millionen Menschen jetzt oder schon bald auf Nahrungsmittelhilfe angewiesen sind.

Auch dem Konflikt in Syrien ging eine schlimme Dürre voraus, schreiben Michael Werz vom US-Forschungsinstitut Center for American Progress und Benjamin Pohl vom deutschen Thinktank adelphi. Die Autoren der Studie sehen die Nahrungsmittelknappheit als Mitauslöser der Aufstände in Syrien.

Ernährungskrisen seien nicht nur ein humanitäres Problem. „Sie führen auch zu politischer und wirtschaftlicher Instabilität auf der ganzen Welt und tragen zu sozialen Unruhen bei“, warnen die Autoren. Verursacht oder verstärkt würden Dürren

und Wasserknappheit durch den Klimawandel. Zur Bewältigung dieser Probleme sei eine verstärkte internationale Zusammenarbeit und besonders eine innovative und vorausschauende transatlantische Politik vonnöten, finden Werz und Pohl.

Politiker aus Europa und den USA begännen erst damit, Maßnahmen und Programme zur Bewältigung dieser Probleme zu gestalten und internationale Kapazitäten bereitzustellen. Da die Risiken miteinander verbunden seien, beträfen Lösungen alle Politikfelder. In den Kernbereichen – Klimaschutz, humanitäre Hilfe und Friedenssicherung – müsste zumindest sichergestellt sein, dass Maßnahmen sich nicht gegenseitig konterkarieren.

Als Beispiel nennen Werz und Pohl Investitionen in Wasserkraft. Diese mindere zwar den Ausstoß von Klimagasen, gefährde aber andererseits die Ernährungssicherheit flussabwärts, wenn Staudämme dort zu Wasserknappheit führten.

Ein Problem sei, dass es derzeit profitabler sei, Wasser zur Stromgewinnung einzusetzen als zu Bewässerung und Nahrungsanbau. USA und EU sollten nach Ansicht der Autoren solchen Marktverzerrungen entgegenwirken. Die internationale Gemeinschaft sollte sich Anreize ausdenken, um Staaten dazu zu bringen, angemessene Maßnahmen zur Ernährungssicherheit zu ergreifen und nega-

tive Nebenwirkungen des Klimaschutzes zu begrenzen. Auch die Produktion von Agrarkraftstoff habe bereits zu Nahrungskrisen beigetragen.

Die Autoren geben zu, dass es nicht leicht sei, diese komplexen Herausforderungen anzugehen, und dass es dazu integrierter Lösungen bedürfe. Wichtig ist es ihrer Ansicht nach, Informationen offener zu teilen. Die USA und Europa sollten dabei eine Führungsrolle übernehmen. „Besonders führende Lebensmittelunternehmen müssen ihre Daten offener mitteilen“, fordern Werz und Pohl. Bislang hielten sie diese unter Verschluss.

Die USA und Europa können nach Meinung der Autoren verschiedene Initiativen ergreifen. Vor allem könnten sie den Datenzugang verbessern, um eine solide Beweisbasis zu schaffen. Es gelte, Störungen des globalen Ernährungssystems zu erkennen, bevor sie erfolgen. Zum Zweiten könnten EU und USA die Effektivität bestehender Initiativen zur Ernährungssicherung verbessern. Drittens sollten die beiden Partner laut Werz und Pohl gemeinsam über die Aufstockung der humanitären Hilfe nachdenken. Dies sei notwendig, weil immer mehr Menschen aus ihrer Heimat vertrieben würden. Die Frage sei, wie humanitäre Hilfe genutzt werden kann, um die Widerstandskraft der notleidenden Menschen zu stärken und sie auf zukünftige Notlagen besser vorzubereiten. Dabei müsse die Entwicklungshilfe besser mit der humanitären Hilfe verknüpft werden.

Als letzten Aktionspunkt für die transatlantischen Partner nennen Werz und Pohl die Stärkung der globalen Regierungsstrukturen. Europa und die USA müssten zudem multilaterale Foren wie die G20 nutzen, um sich für Ernährungssicherheit einzusetzen. *Sabine Balk*

Link

Studie: Supporting global food security in a changing climate through transatlantic cooperation
<https://www.adelphi.de/de/publikation/supporting-global-food-security-changing-climate-through-transatlantic-cooperation>



Maiserte in Äthiopien.



Folgen Sie uns auf Twitter!

Wenn Sie wissen wollen, was auf unserer Website passiert, können Sie uns auf Twitter folgen. Wir informieren in unseren Tweets über unsere Beiträge und andere Dinge, die unser Produkt betreffen.



www.twitter.com/forumdc

The screenshot shows the Twitter profile for 'D+C Development + Cooperation'. The profile picture is a photograph of a busy outdoor market with people and stalls. The bio reads: 'D+C Development and Cooperation is a monthly magazine with a website and the identity of German twin E-Z. RTs are not always endorsements.' The location is 'Frankfurt, Germany' and the website is 'dandc.eu'. The profile statistics are: 7,443 tweets, 1,679 followers, 4,111 following, 184 favorites, and 7 lists. A recent tweet is visible: 'Global Brainstorming Project: #Art project with & about #refugees from #Syria and #Palestine ow.ly/TJEFm'. The tweet includes a photo of a public art installation. On the right side, there are sections for 'Neu bei Twitter?' with a 'Registrieren' button, and 'Vielleicht gefällt Dir auch' with a list of suggested accounts including AERI_Group, The Global Fund, African Union, Africa Renewal, UN, and giz.



Bedeutung des Sports



Kambodscha spielt gegen Sri Lanka bei der Weltmeisterschaft im Behindertenvolleyball in Phnom Penh.



Große Sportereignisse wie die bevorstehenden Olympischen Spiele faszinieren Millionen von Menschen auf der ganzen Welt. Aber auch kleine Sportvereine und Hinterhofinitiativen haben eine starke integrative Kraft. Gerade für benachteiligte Gruppen wie Frauen oder Behinderte kann körperliche Ertüchtigung befreiende Wirkung haben, Körpergefühl und Selbstbewusstsein stärken. Sport hat aber auch Kehrseiten. Für manche Sportler und Funktionäre zählen Geld und Machthunger mehr als sportliche Fairness und sie betrügen und manipulieren. Große Sportereignisse erfordern zudem großen Infrastrukturaufwand, bei dem nicht alles so gelingt, wie es sollte.

„Sieger geben nicht auf“

Jamaikas Leichtathletikerfolge sind legendär. Usain Bolt und viele andere Olympiasieger kommen von dieser karibischen Insel. Heimische Trainer entdecken Talente früh, haben aber kaum Geld, um sie zu fördern. Der jamaikanische Trainer Everton Leslie sprach mit Sheila Mysorekar.

Interview mit Everton Leslie

Warum ist Jamaika in der Leichtathletik, vor allem bei Läufern, so stark?

Fitness hat mit Ernährung zu tun. Die jamaikanische Kost enthält gelbe Yamswurzel, mit stabilen, energiereichen Kohlenhydraten. Und die Kinder sind fit, sie fahren selten mit dem Bus – meist, weil sie kein Geld dafür haben. Um zur Schule zu gelangen, müssen sie die Hügel rauf- und runterlaufen. Im ländlichen Raum gehen sie auch nicht, sie rennen. In den Dörfern wissen alle, welches Kind ein guter Läufer ist.

Wann entdecken Profifunktionäre junge Talente?

Meist schon früh, in der Grundschule, bevor die Kinder elf oder zwölf Jahre alt sind. Alle Schulen veranstalten Wettkämpfe, auch regionale. Die Konkurrenz ist hart; die Schulen schicken ihre besten Läufer. Viele Leute kommen und sehen zu. Hier werden die Talente entdeckt.

Welche Rolle spielen die Schulen?

Die Schulen sind wichtig, weil bei Schulsport-Veranstaltungen die talentierten Kinder auffallen. Außerdem hilft es, dass die Schulen gute Läufer zu richtigen Wettkämpfen schicken. Aber die Geografie ist ebenfalls entscheidend. Schulen in armen Gegenden können ihre Schüler nicht unterstützen, nicht mal mit Sportschuhen. Die Schulen brauchen Sponsoren; manche betreiben Fundraising. Trainer aus reicheren Gegenden werben talentierte Läufer ab, etwa indem sie Eltern versprechen, dass sie von den Schulgebühren befreit werden, damit sie das Kind auf die betreffende Schule schicken. Kleine Schulen vom Lande verlieren so ihre Talente.

Wie finden Sie in einer Gruppe Kinder vom Land heraus, wer ein talentierter Läufer ist?

Nun, dabei geht es nicht nur um Wettkampf-Ergebnisse. Es ist auch wichtig, wer lange durchhalten wird. Ich schaue mir erst ihre Körper an – in der Regel haben Sprinter einen hohen Hintern und Langstreckenläufer einen flachen Hintern. Manche sind einfach geborene Athleten. Wenn man ein solches Talent identifiziert, muss man es aufbauen. Oft weiß ich, dass ich einen vielversprechenden Läufer oder Läuferin gefunden habe, aber es gibt keine

Trainer, um ihn oder sie zu unterstützen und weiterzubringen. Geduld und Willenskraft müssen auch trainiert werden. Kinder aus armen Familien und ländliche Schulen bekommen nicht genug Unterstützung.

Müssen junge Athleten ins Ausland gehen, um professionell zu trainieren?

Diese Möglichkeit hängt von ihren schulischen Leistungen ab. Wenn jemand nur gut in Sport ist, reicht das nicht für ein Stipendium. Aber wenn ein junger Läufer auch auf akademischer Ebene Leistung bringt, dann kann er oder sie im Ausland trainieren, meist in den USA. Manche gehen nach der High School ab, weil ihre Noten nicht gut genug für die Universität sind und sie kein Sportstipendium bekommen können. Als Leichtathletik-Trainer sage ich den Jugendlichen in meinem Team immer, dass sie Sport und Schule ausbalancieren müssen. Ich möchte, dass die Kinder sich in der Hauptsache auf ihre schulischen Leistungen konzentrieren.

Was erhofft sich der Nachwuchs?

Sie wollen von einem Talentscout entdeckt werden und der nächste Usain Bolt werden! Ich sage ihnen immer: Du brauchst harte Arbeit, Selbstdisziplin, Zeit und Engagement. Um zu gewinnen, darfst du nie aufgeben. Aber nicht jeder wird der nächste Usain Bolt. Dieser jamaikanische Sprinter hat sechs Goldmedaillen bei den Olympischen Spielen gewonnen, elf Weltmeisterschaften, und er hält den Weltrekord im 100-Meter-Sprint, in 200 Metern und in 100 Meter Staffel. Er ist auch der bestbezahlte Sportler in der Geschichte der Leichtathletik.

Was geschieht mit jungen Athleten, die nicht den erhofften Durchbruch haben, die aber die Schule für die Sportkarriere aufgegeben haben?

Die Männer gehen meist zur Polizei oder zum Militär, und die Frauen werden schwanger. Auf der positiven Seite jedoch bringen die Mädchen oft bessere akademische Leistungen, so dass sie bessere Chancen haben, ein Stipendium für die Universität zu bekommen. Shelly-Ann Fraser-Pryce, die jamaikanische Olympiasiegerin und Weltmeisterin im 100-Meter-Lauf, hat einen Universitätsabschluss und betreibt





ihr eigenes Geschäft, einen Friseurladen. Demgegenüber hat Usain Bolt keinen Universitätsabschluss, aber er kann von seinen Sponsoren leben.

Wenn ein junger Athlet oder eine junge Athletin als förderungswürdig angesehen wird, welche Institutionen übernehmen dies?

Es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder werden die Neulinge von einer Privatfirma gesponsort, oder sie bekommen Förderung durch die staatliche Organisation „Jamaica Athletics Administrative Association“ (JAAA), die die jamaikanische Leichtathletik betreut. Die JAAA kümmert sich um Athleten auf nationaler Ebene. Das Problem dabei ist, dass sie kein Geld hat, um junge Talente am Anfang ihrer Karriere zu fördern.

Gibt es in Jamaika Sportakademien?

Ja, aber sie unterstützen nicht junge Talente, sondern geben nur denjenigen Athleten ein Stipendium, die das Land auf internationalen Wettkämpfen vertreten. Die Sportakademien stellen unseren Top-Athleten Trikots und Sportgeräte, Spikes, Verpflegung, Hotelzimmer und Reisekosten.

Gibt es gute Trainingsmöglichkeiten für Leichtathletik in Jamaika?

Die University of Technology in der Hauptstadt Kingston hat einen guten Athletik-Club. Und es gibt den Racers Track Club; Usain Bolt hat dort trainiert. Kingston mit seinen Stadien ist am besten für Athleten, weil sie auf richtigen Pisten trainieren können. Es gibt auch noch Catherine Hall Stadium in Montego Bay im Norden der Insel. Überall sonst sind die Laufstrecken uneben und voller Löcher. Wir brauchen dringend mehr Sportanlagen in den ländlichen Gemeinden. Wir brauchen auch mehr Community Center mit Spielfeldern für Basketball und so weiter. So könnten Kinder frühzeitig herausfinden, welcher Sport ihnen liegt. Heutzutage werden manche talentierten Sportler erst an der Universität entdeckt, und das ist ein bisschen spät für eine gute Karriere.

Wer verdient daran, wenn ein jamaikanischer Athlet einen internationalen Wettkampf gewinnt?

Hauptsächlich die Manager. Auf dem Top-Level leben auch die Athleten ein gutes Leben, aber nur, wenn sie im Ausland sind. Für alle anderen, besonders für junge Leute, sieht es eher düster aus. Die meisten Athleten haben zu wenig Geld. Wenn sie keine Top-Athleten sind, bekommen sie kein Sponsoring von den Clubs. Manchmal müssen Sportler ihre Jobs aufgeben, um zu internationalen Wettkämpfen zu fahren, aber wenn sie wiederkommen, haben sie möglicherweise keine Arbeitsstelle mehr.

Wenn Jamaikaner mehr Möglichkeiten hätten, andere Sportarten auszuüben wie beispielsweise Tennis, wären sie auch so gut darin?

Wahrscheinlich. Laufen ist vergleichsweise billig, man braucht nur Laufstrecken und Schuhe. Aber kaum ein Jamaikaner ist herausragend in anderen Sportarten, weil wir die Infrastruktur dafür nicht haben. Selbst wenn man ein exzellenter Schwimmer im Meer ist, braucht man Zugang zu einem richtigen Schwimmbassin, um für Wettkämpfe zu trainieren. Für alle Sportarten, für die man spezielle Ausrüstung und Geräte benötigt – zum Beispiel Tennis oder Radfahren –, braucht man Sponsoren, aber in Jamaika unterstützen die meisten Firmen nur die Leichtathletik.

Was kann auf internationaler Ebene für den jamaikanischen Sport getan werden?

Meines Erachtens wären Austauschprogramme zwischen armen jamaikanischen High Schools aus ländlichen Gebieten mit Schulen im Ausland äußerst hilfreich, etwa gemeinsame Workshops oder Schüleraustausch. Dies würde der Motivation einen Schub geben, und die Kinder würden neue Erfahrungen machen. Generell sollten vielversprechende junge Menschen Verträge mit ausländischen Clubs bekommen, so dass sie woanders trainieren und Erfahrungen machen könnten. Internationale Sponsoren könnten mehr in den jamaikanischen Sport investieren, nicht nur in Leichtathletik, sondern auch in andere Disziplinen. ←

Link

Jamaica Athletics Administrative Association (JAAA)
<http://www.trackandfieldjm.com/>

Reklame-Tafel in Jamaika mit Usain Bolt.



Everton Leslie

ist Sportlehrer und Leichtathletik-Trainer in St. Andrew, Jamaika. Er trainiert den Leichtathletik-Nachwuchs aus dem östlichen Jamaika.
evertles64@yahoo.ca

Kenianer laufen an die Weltspitze



Viele junge Kenianer träumen davon, der Armut durch eine Karriere in der weltberühmten Nationalmannschaft der Langstreckenläufer des Landes zu entkommen. Der Großteil von ihnen stammt aus einer Gegend des Rift Valleys, wo augenscheinlich die besten Voraussetzungen für Leichtathletik bestehen. Der Sport ist jedoch von Doping und Korruption bedroht.

Von Isaac Sagala

➔ Bei den Olympischen Spielen 1968 lief der Kenianer Naftali Temu das Rennen seines Lebens – ein kräftezehrendes Duell in der Hitze von Mexico City. Er schlug den äthiopischen Läufer Momo Wolde im 10 000-Meter-Lauf um nur 0,6 Sekunden und wurde so Kenias erster olympischer Goldmedaillengewinner. Sein Erfolg inspirierte die ganze nächste Generation des jungen ostafrikanischen Landes, das nur wenige Jahre zuvor seine Unabhängigkeit von der Kolonialherrschaft errungen hatte.

Seitdem dominiert Kenia weltweit die Langstreckenläufe. Vergangenen August in Peking überraschte Kenia traditionelle Leichtathletik-Supermächte wie die USA, Jamaika und Russland, indem es zum ersten Mal bei Leichtathletik-Weltmeisterschaften die meisten Medaillen gewann. Das Land triumphierte mit sieben Goldmedaillen.

Eine Generation großer Athleten folgt der anderen aufeinander. Ihre Idole sind kenianische Champions wie der Weltrekordhalter über 800 Meter, David Rudisha, und der Meister über 3000-Meter-Hindernislauf, Ezekiel Kemboi.

Zur Schule rennen

Interessanterweise stammen fast 80 Prozent von Kenias erfolgreichen Athleten aus einer einzigen Volksgruppe, den Kalenjin. Die Kalenjins leben im Rift Valley im Westen des Landes. Experten haben verschiedene Theorien entwickelt, um dieses Phänomen zu erklären. Manche sagen, die Kalenjins hätten eine genetische Veranlagung für Langstreckenläufe; andere sind der Ansicht, es sei eine Kombination aus

Nährboden für Läufer

Iten ist eine kleine, gemütliche Stadt im Rift Valley im westlichen Kenia. Sie ist stolz auf ihren Ruf als „Heimat der Champions“, wie es auf einem Schild am Ortseingang heißt. Iten ist malerisch, mit einer atemberaubenden Landschaft, dichter grüner Vegetation, vielen Hügeln und sanften Tälern. Zufällige Besucher mögen dies für eine beliebige kleine, verschlafene Stadt halten. Aber der Ort ist von großer Bedeutung für Kenias Läufer: Dies ist die Heimat der Leichtathletik-Elite.

Hunderte Läufer aus aller Welt trainieren hier im High Altitude Training Centre. Über 2400 Meter über dem Meeresspiegel ist weniger Sauerstoff in der Luft. Der Körper der Athleten akklimatisiert sich an die Bedingungen, indem er die Zahl der roten

Blutkörperchen vermehrt – und damit die Fähigkeit, Sauerstoff zu absorbieren. Höhentraining kann so Schnelligkeit, Kraft und Ausdauer erhöhen.

Unter den bekannten Athleten, die dieses Trainingscenter genutzt haben, sind Mo Farah, der somalischstämmige britische Langstreckenläufer und Goldmedaillengewinner über 5000 Meter und 10 000 Meter bei den Olympischen Spielen 2012, sowie Paula Radcliffe, die ehemalige britische Weltmeisterin im Marathon, Halbmarathon und Cross-Country-Lauf.

Sowohl die Elite der kenianischen Leichtathleten als auch Anfänger trainieren in diesem High Altitude Training Centre. Julius Kuto, ein Amateur-Athlet, rennt

regelmäßig durch die Hügel und Täler von Iten. Er hofft, eines Tages eine Goldmedaille zu gewinnen und ein besseres Leben zu haben. „Ich möchte für meine Rennen in Erinnerung bleiben. Und ich hoffe, mit viel Training endlich Rennen zu gewinnen und genug Geld zu verdienen, um besser zu leben“, sagt Kuto.

Timon Motosio ist ein weiterer hoffnungsvoller junger Sportler. Er meint: „Die meisten Athleten schöpfen ihre Motivation aus ihrer Armut. Deswegen trainieren sie so hart, bis sie es schaffen. Ihr Ziel ist es, Geld zu verdienen und ihre Familien zu unterstützen. Aber es gibt auch Leichtathleten, die sich einfach fürs Laufen begeistern und deswegen bei der Stange bleiben.“

Armut und der Tatsache, dass Kinder lange Strecken zur Schule laufen müssten. Schulen sind in der Regel kilometerweit entfernt, und die meisten Kinder können nur zu Fuß dorthin gelangen.

Die meisten Athleten stammen aus den Städten Iten und Eldoret (siehe Kasten auf S. 16). Hier treffen junge Kenianer auf Athleten aus aller Welt, die an diesen Orten trainieren. Bezüglich der Voraussetzungen für zukünftige kenianische Läufer sagt Benjamin Limo, der Gewinner der World Cross Country Championships 1999: „Kinder laufen weite Distanzen zur Schule; so gewöhnen sie sich ans Rennen. Jeder kämpft für ein besseres Leben, für eine Gelegenheit, berühmt zu werden. Aber die Regierung investiert nicht in sie.“

Laut Limo hat das Geschäft mit dem Langstreckenlauf seine eigenen Dynamiken. Es ist eine teure Angelegenheit: Laufschuhe sind hochpreisig, und Trainingseinrichtungen zu buchen ist für viele unerschwinglich. „Du brauchst einen Manager, der dich mit einer Laufschuh-Firma zusammenbringt. Wenn du Preisgeld bekommst, wird Steuer davon abgezogen, zwischen 20 bis 35 Prozent. Der Manager nimmt weitere 20 Prozent. Reisekosten können bis zu 30 oder 40 Prozent deines Einkommens ausmachen. Am Ende bleiben dir vielleicht noch 20 Prozent deines Preisgeldes.“

Obendrein plant die kenianische Regierung, auch das bei internationalen Wettkämpfen gewonnene Preisgeld zu besteuern. „Das ist keine gute Idee“, sagt Limo. „Sie sollten den Sport fördern, indem sie Trainingseinrichtungen von der Steuer befreien. Wenn die Regierung Steuern von uns haben will, sollen sie unsere Grundstücke besteuern, nicht das Preisgeld, für das wir schon im Ausland Steuern bezahlen mussten.“

Es gibt keinen Anreiz seitens der Regierung, um Läufer zu motivieren. Wiederholte Versprechen, überall im Land Trainingszentren zu bauen, sind nicht umgesetzt worden. Aufstrebende Läufer sind auf sich allein gestellt, und die meisten Elite-Athleten fühlen sich zu Hause nicht anerkannt.

Firmen sehen Geschäftsmöglichkeiten in Sportveranstaltungen und verdienen Millionen Dollar mit den Anmeldegebühren. Jeden Monat gibt es Marathons, die von Banken, Telekommunikationsfirmen, Medienhäusern, Molkereien und anderen Firmen organisiert werden.

Nicht jeder, der ein professioneller Athlet werden will, schafft dies auch. Manche, denen es an Talent oder Ausdauer mangelt, versuchen zu betrügen. Vergangenes Jahr erwischten Leichtathletik-Funktionäre einen Läufer, der sich bei einem Marathon auf den zweiten Platz schmuggeln wollte, um 7000 Dollar Preisgeld zu ergattern. Der Läufer hatte sich unter die Zuschauer gemischt und ging erst auf dem letzten Streckenabschnitt ins Rennen.



Willens/AP Photo/picture-alliance

Die kenianischen Athleten Stanley Biwott und Mary Kaitany gewannen 2015 den New York City Marathon.

Doping und Korruption

In jüngster Zeit war die kenianische Leichtathletik von Doping- und Korruptionsvorwürfen belastet. In den vergangenen zwei Jahren sind rund 40 kenianische Athleten positiv auf Dopingmittel getestet worden. Der Weltleichtathletikverband (IAAF) droht damit, das gesamte Leichtathletik-Team von der Olympiade in Rio im kommenden August auszuschließen, wegen Nichterfüllung der Regeln der Welt-Anti-Doping-Agentur (WADA). Kenia wird beschuldigt, Doping zu verschleiern.

Im Zuge von Korruptionsvorwürfen und Anschuldigungen, Anti-Doping-Maßnahmen zu unterlaufen, sind drei leitende Funktionäre vom IAAF vorläufig für 180 Tage suspendiert worden. Den Funktionären wird vorgeworfen, Sponsorengelder veruntreut zu haben, indem sie heimlich fast 700 000 Dollar vom Sportartikelhersteller Nike eingesteckt hätten.

Dutzende Athleten stürmten vergangenen November das Gebäude des kenianischen Leichtathletik-Verbandes Athletics Kenya und forderten die leitenden Funktionäre in einem Sit-in dazu auf, wegen der Korruptions- und Missmanagement-Vorwürfe zurückzutreten.



Isaac Sagala
ist Journalist und Radiotrainer.
Er lebt in Nairobi, Kenia.
bwanasagala@gmail.com

Mittel zum Zweck

Vor 20 Jahren hat der Australier Christopher Minko die Nichtregierungsorganisation (NGO) Cambodian National Volleyball League (Disabled), CNVLD, gegründet – und damit das erste Sportangebot für Menschen mit Behinderung in Kambodscha geschaffen. Im Interview mit Bophea Smith erzählt er von Erfolgen und Rückschlägen und weshalb die NGO jetzt nicht mehr gebraucht wird.

Interview mit Christopher Minko

Sie sind Australier, leben aber seit 20 Jahren in Kambodscha. Was hat Sie dorthin verschlagen und wie kamen Sie dazu, ein Sportprogramm für Menschen mit Behinderung aufzubauen?

Ich kam 1996 als Freiwilliger über ein Programm der australischen Regierung nach Kambodscha. Meine Aufgabe bestand zum einen darin, das Bewusstsein für Landminen und Behinderung zu erhöhen, und zum anderen, die Integration von Kambodschanern mit Behinderung in die Gesellschaft zu unterstützen.

Sport war mein Mittel zum Zweck. Sport hat ein großes Potenzial, die Gesundheit eines Menschen, seine Selbstwertschätzung und sein Selbstvertrauen zu stärken. Ich habe mich auf Mannschaftssport konzentriert, weil er Teamgeist und Gemeinschaftssinn fördert. Wir haben mit Volleyball für Männer angefangen, dann kamen Rollstuhllernen für Männer und Frauen hinzu und schließlich Rollstuhlbasketball für Frauen.

1996 kämpften in Kambodscha noch Rote Khmer, und das Land steckte politisch im Chaos. Gab es zu der Zeit überhaupt irgendein Sportangebot für Behinderte, irgendeine Unterstützung oder Organisation, die sich um sie kümmerte?

Nein, als ich ankam, gab es für Behinderte überhaupt keine Sportmöglichkeiten. Wir haben mit Volleyball begonnen, weil das praktisch der Nationalsport war. Außerdem war es kostengünstig – man braucht lediglich einen Ball und ein Netz. Mein Hauptziel war die gesellschaftliche Integration von Minenopfern. Volleyball ist der perfekte Sport für Amputierte. Ich habe das Programm nach internationalen Sportrichtlinien und Standards aufgebaut. Auf dieser Grundlage entstand der kambodschanische Behindertensportverband, der heute eine etablierte Organisation ist, die mit internationalen Verbänden kooperiert, um Behindertensport weiterzuentwickeln.

Gibt es in Kambodscha überdurchschnittlich viele Behinderte? Und wenn ja, woran liegt das?

Relativ zur Bevölkerungszahl hat Kambodscha mit die meisten Menschen mit Behinderung. Das ist eine der vielen tragischen Folgen der Schreckensherr-

schaft der Roten Khmer in den 1970er-Jahren. Die Hauptursachen von Behinderungen sind Landminen und Kinderlähmung.

Wie kann die Teilnahme an einem Sportprogramm bei der Integration Behinderter in die Gesellschaft helfen und ihr Selbstwertgefühl steigern?

Sport ist ausgesprochen gut dazu geeignet, bei Menschen mit Behinderung eine positive Veränderung zu bewirken. Er verbessert die Gesundheit und das körperliche Wohlbefinden – und unterstützt auch häufig den Rehabilitationsprozess. Eine Folge davon ist eine deutlich verbesserte Lebensperspektive. Mit Wettkampfsport auf nationaler oder sogar internationaler Ebene werden der Gesellschaft die Fähigkeiten von Menschen mit Behinderung plastisch vor Augen geführt. Ganz Kambodscha hat den Aufstieg der Behinderten-Volleyball-Nationalmannschaft über mehrere Weltmeisterschaften hinweg verfolgt. Außerdem können die Athleten über den Mannschaftssport ein Netzwerk aus Unterstützern aufbauen.

Behindertenvolleyball gibt es „stehend“, wobei die Spieler Prothesen verwenden dürfen, aber nicht müssen. Die andere Art ist Sitzvolleyball, also für Rollstuhlfahrer. Sie haben in Kambodscha Volleyball stehend für Männer eingeführt und schnell ist eine sehr erfolgreiche Nationalmannschaft entstanden.

Ja, uns ist es gelungen, eine Liga mit 13 Mannschaften aufzubauen und jährlich Turniere abzuhalten. Athleten aus dieser Liga wurden ausgewählt, um bei den Weltmeisterschaften für Kambodscha zu spielen. Schon 1999 hat die Mannschaft eine Silbermedaille bei den ASEAN Para Games in Thailand geholt. 2001 hat Kambodscha Gold bei den Asian Games im südkoreanischen Busan gewonnen. 2003 nahm das Team an der Weltmeisterschaft in Griechenland teil und wurde Fünfter. 2005 kam es in der Slowakei auf den vierten Platz. Die Weltmeisterschaften im Behindertenvolleyball (stehend) 2007, 2009 und 2011 richtete Kambodscha selbst aus. Der größte Erfolg der Mannschaft war der zweite Platz hinter Deutschland 2011. Die Spiele wurden live von allen Fernseh-





Luke Duggleby

sendern des Landes übertragen. 96 Prozent der Kambodschaner sahen zu. Das war eine tolle Möglichkeit, darzustellen, was Menschen mit Behinderung leisten können. Die Sportler wurden sogar vom Ministerpräsidenten empfangen.

Gab es denn auch Rückschläge?

Es war nicht einfach, Behindertensport in einem Land zu etablieren, das unter den Folgen eines Bürgerkriegs litt. Aber mit der Zeit sind wir wirklich sehr erfolgreich geworden. Leider gab es einen großen Rückschlag: Das Internationale Paralympische Komitee (IPC) hat sich zunehmend auf die Bedürfnisse der Industrieländer konzentriert und fördert nun teure Sportarten wie Rudern und Reiten. Um die Bedürfnisse von Entwicklungsländern kümmert sich das IPC wenig. Es sollte die Entwicklung kostengünstiger Sportarten fördern. Es war ein großer Fehler, Volleyball (stehend) nach Sydney 2000 von der Liste der paralympischen Sportarten zu streichen. Das kambodschanische Programm wurde daraufhin eingestellt. Der Fokus galt fortan rollstuhlbasierten Sportarten.

Welche neuen Programme hat CNVLD etabliert, und welche Rolle spielt Behindertensport in Kambodscha heute?

CNVLD hat zwei weitere erfolgreiche Programme aufgebaut: Rollstuhllernen und Rollstuhlbasketball für Männer und Frauen. Sie sind inzwischen in die staatlichen Reha-Zentren in den Provinzen Kampong Speu und Battambang integriert. Insgesamt ist der Behindertensport heute gesellschaftlich gut anerkannt. Letztes Jahr haben kambodschanische Behindertensportler mit beachtlichem Erfolg an den ASEAN Para Games in Singapur teilgenommen; die Rollstuhllernfahrer brachten mehrere Gold- und Silbermedaillen heim.

Wie finanziert sich CNVLD?

Wir hatten über die Jahre Unterstützung von zahlreichen Gebern, unter anderem von der australischen und der deutschen Regierung. Sie haben uns nicht nur mit Geld geholfen, sondern auch Trainer geschickt, die unsere Trainer und Athleten nach internationalen Standards ausgebildet haben. Auch NGOs wie das australische und das Internationale Rote Kreuz sowie private und Firmensponsoren gehörten zu unseren Geldgebern. CNVLD ist stolz darauf, dass 80 Prozent aller Einnahmen direkt den Sportlern zugutekamen. Nur 20 Prozent flossen in die Verwaltung. Ich selbst habe durchweg mit einem Freiwilligengehalt gearbeitet. Die Finanzierung ist nach wie vor eine große Herausforderung. In Kambodscha besteht ein immenser Bedarf an Sporteinrichtungen. Schwimmen gehört zum Beispiel zu den besten rehabilitativen Sportarten für Behinderte, aber es gibt so gut wie keine öffentlichen Schwimmbäder.

Welche Pläne haben Sie für die Zukunft?

Nach 20 Jahren habe ich allmählich genug. Ich bin aber sehr stolz auf das, was wir erreicht haben. CNVLD stellt die Arbeit nun ein, die Programme stehen in Zukunft unter der Regie des Behindertensportverbands und des Ministeriums für Soziales, Veteranen- und Jugendrehabilitation. Sie werden die Projekte managen und weiterentwickeln – von Kambodschanern für Kambodschaner. Das ist der größte Erfolg von CNVLD. Ich werde aber weiter mit den Athleten in Kontakt bleiben und ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen, wo ich kann. Ich selbst werde in Kambodscha bleiben und mich wieder mehr auf meine musikalischen Wurzeln konzentrieren. Ich spiele in der Phnom Penh Band „Krom“, die kürzlich einen Plattenvertrag mit einem großen amerikanischen Musiklabel unterschrieben hat. ←

Der kambodschanische Spieler Man Veasna wärmt sich für ein Spiel der Weltmeisterschaft im Behinderten-Volleyball (stehend) 2007 in Kambodscha auf.



Christopher Minko hat die NGO Cambodian National Volleyball League (Disabled) – CNVLD gegründet. chrisminkoj@gmail.com

Das Geld zählt

Kricket hat sich in Indien zu einem großen Geschäft entwickelt. Aus dem Spiel, das einst auf jeder Dorfwiese gespielt wurde, ist ein stark wettkampforientierter Zuschauersport geworden, der mehr spaltet als verbindet.

Von Faiz Ullah

➔ Anfang dieses Jahres brach der fünfzehnjährige Pranav Dhanawade aus Kalyan im Bundesstaat Maharashtra den mehr als hundert Jahre alten Cricket-Rekord über die meisten Punkte in einem Inning, also einem Spieldurchgang. Er sammelte 1009 Punkte bei einem Schulturnier für unter 16-Jährige.

Indiens Mainstream-Medien feierten den Teenager exzessiv. Was sie nicht erwähnten, war die Einseitigkeit des Spiels. Dhanawades Team war der anderen Mannschaft so stark überlegen, dass es die meisten seiner Runden gar nicht gebraucht hätte. Der Trainer der anderen Schulmannschaft hatte deutlich jüngere Schüler eingesetzt, weil die meisten seiner U16-Spieler nicht verfügbar waren. Seine beiden Hauptwerfer waren nur etwa zehn Jahre alt. Sie hatten nie zuvor bei einem Spiel einen normal großen Ball in den Händen gehalten oder auf einem 20,12 Meter langen Standardfeld gespielt.

Schulen sollten Schüler ermutigen, Werte wie Fairness, Respekt, Kameradschaft und Liebe zum Sport zu entwickeln. In diesem Fall aber wurde ein jugendlicher dazu angestachelt, rücksichtslos seinen Ehrgeiz auszuleben. Dhanawade ist zu jung, um dafür verantwortlich gemacht zu werden. Die Teamleiter hätten eingreifen und seine Triumph-Schau stoppen müssen.

Dass sie das nicht getan haben, hat auch mit dem politisch-ökonomischen Kontext zu tun. Cricket wurde in Indien immer wieder neu definiert. Im Laufe dieses Prozesses hat es an ethischem Anspruch verloren und wurde seiner gemeinschaftfördernden Werte beraubt. Das Gentleman's Spiel, als das es früher bekannt war, ist jetzt ein großes Geschäft und unter dem kommerziellen Druck extrem wettbewerbsorientiert.

Massenattraktion

Ein talentierter junger Cricketspieler kann heute in der indischen Premier League bis zu 1,25 Millionen Dollar im Jahr verdienen. Bringt er ein paar Jahre gute Leistungen, kann er zum Star und einer Werbemarke werden und vielleicht sogar 20 Millionen Dollar verdienen.

Kricket, ein unverkennbares Produkt des britischen Imperialismus, war in Indien schon immer

sehr populär. Vor einigen Jahrzehnten wurde das eintägige neue internationale Spielformat Twenty20 eingeführt – deutlich kürzer als das klassische Fünftage-Format. Diese Neuerung bescherte dem Cricket neue Anhänger, die das Spiel mit seinen komplexen Regeln vorher langweilig fanden.

1983 gewann Indien überraschend die Weltmeisterschaft gegen die bis dato als unbesiegbar geltenden Westindischen Inseln. 1987 richteten Indien und Pakistan gemeinsam die Weltmeisterschaft aus, was die Popularität des Sports im Land weiter steigerte. Danach wurde jeder öffentliche Platz, egal, wie groß, zum Cricketfeld, mit improvisierter Ausrüstung und dem Ort angepassten Regeln. Kinder spielten auf den Straßen, auf Spielplätzen und selbst in Schulkorridoren Cricket.

Als Zuschauerspiel spielte Cricket damals kaum eine Rolle. Durch das staatliche Sendermonopol und den sehr beschränkten Zugang zu Fernsehgeräten konnten deutlich weniger Leute die Spiele verfolgen. Cricket wurde tatsächlich viel mehr gespielt als geschaut. Das war, bevor Indien 1991 offiziell sein Wirtschaftsliberalisierungsprogramm auf den Weg brachte und sich der Welt öffnete.

Medienliberalisierung

Die Geschichte des Crickets nach 1991 entspricht in vielerlei Hinsicht der Geschichte Indiens. Indiens Binnenmarkt ist groß, und die wachstumsorientierte Wirtschaftspolitik hat den Privatsektor beflügelt. Zudem brachte sie erhebliche ausländische Investitionen. Der Verbrauchermarkt ist stark gewachsen, ebenso wie die Mittelschicht. Das Fernsehen und besonders Cricket wurden zur Brücke zwischen Markt und Konsumenten.

In der Vergangenheit gab es in Indien einen einzigen staatlichen TV-Sender. Heute hat ein durchschnittlicher städtischer Haushalt Zugang zu mehreren hundert Privatsendern in verschiedenen Sprachen und mit verschiedenen Schwerpunkten, darunter eigene Cricketsender. Heute konsumieren die Menschen – insbesondere die Mittelschicht – Cricket zu Hause. Die übertriebene Konzentration auf Cricket

hat andere Sportarten verdrängt, darunter Hockey, das Indien acht seiner bisher neun olympischen Goldmedaillen gebracht hat.

Schätzungen zufolge trägt Indien derzeit mehr als 75 Prozent zu den weltweiten Einnahmen des internationalen Cricketdachverbands International Cricket Council (ICC) bei. Die Beträge, die in Indien für Sponsoring, Sende- und Lizenzrechte ausgegeben werden, sind mit denen für andere populäre Sportarten weltweit vergleichbar. Im Oktober 2014 haben sich Star India und Star Middle East, die zu Rupert Murdochs US-Medienunternehmen 21st Century Fox gehören, angeblich bereit erklärt, dem ICC rund 2 Milliarden Dollar für die Cricket-Senderechte von 2015 bis 2023 zu zahlen. Ein einziges Turnier kann dem ICC heute Einnahmen in Höhe von 60 Millionen Dollar bringen. 90 Prozent davon stammen aus Werbung, die auf den indischen Markt abzielt.

Die Cricket-Aufsichtsbehörde in Indien (BCCI) hat ihr wirtschaftliches Gewicht auf der internationalen Bühne einige Male strategisch – und zumeist auf rücksichtslose Weise – genutzt, um sich Vorteile zu verschaffen. Sie hat Schiedsrichter ablösen lassen, für die Interessen von Sponsoren gekämpft und sich Reformen verweigert, darunter auch Anti-Doping-Maßnahmen. Bei Korruption dagegen, sowohl auf dem Spielfeld als auch in anderen Bereichen, drückte sie ein Auge zu. Die BCCI wird von mächtigen Politikern geführt. Ihr Mandat, für den Aufbau einer guten Infrastruktur und bessere Möglichkeiten zur Förderung des Sports zu sorgen, hat sie nicht erfüllt.

■ Spielabsprache-Skandale

Die Sportverwaltung in Indien war bisher im Großen und Ganzen eine Bastion der Vetternwirtschaft und der Korruption. Ein Beispiel: 2014 suspendierte das Internationale Olympische Komitee das Indische Olympische Komitee für 14 Monate wegen Korruption, Einmischung seitens der Regierung und Nichtbefolgung von Richtlinien.

Um die Jahrtausendwende wurde das indische Cricket von Wett- und Spielabsprache-Skandalen erschüttert. Mehrere Spieler wurden angeklagt, suspendiert und gesperrt, weil sie spielrelevante Informationen an Buchmacher weitergegeben oder sich bereit erklärt hatten, Spiele absichtlich zu verlieren. Für Millionen Fans war das ein Tiefpunkt. Am Ende intervenierte das Höchste Gericht Indiens und ernannte ein dreiköpfiges Komitee unter Vorsitz eines ehemaligen obersten Richters, das Vorschläge für die Säuberung des Systems ausarbeiten sollte.

Unterdessen hatten engagierte Sportfans begonnen, sich für andere Sportarten wie Fußball, Tennis und Motorsport zu interessieren. Besserer Zugang zu internationalen Medien trug zu dieser Entwicklung bei. Um wieder aufzuholen, führte der BCCI TV-freund-



Ritesh Shukla/AnurPhoto/picture-alliance

TV-Übertragungen haben große Wirkung.

liche Formate ein. Die Indische Premier League, die auf eintägigen Twenty20-Spielen basiert, wurde etabliert. Das trug dazu bei, die schwindende Popularität des Sportes wiederzubeleben.

Beim Cricket geht es nicht mehr ums Dabeisein oder darum, selbst zu spielen, sondern darum, Bilder eines erbitterten Wettkampfes zu konsumieren. Der Sport ist zu einer spaltenden Praxis geworden, die Distanz, Anderssein und Wettbewerb feiert, und zwar auf Kosten von Kontakt, Einheit und Kooperation.

■ Patriotismustest

Cricket wird als plumpes politisches Instrument benutzt, um „andere“ zu markieren. Die Unterstützung der Nationalmannschaft gilt zum Beispiel als Zeichen von Patriotismus. Vor kurzem wurden 67 indische Studenten festgenommen, weil sie in Indien dem pakistanischen Team zugejubelt hatten. In Pakistan sieht es nicht besser aus. Dort drohen einem jungen Mann – erklärter Fan des indischen Cricketspielers Virat Kohli – bis zu zehn Jahre Gefängnis, weil er nach einem Sieg Indiens über Australien die indische Flagge gehisst hat. Als indischer Muslim wurde ich selbst als Kind häufig provokativ von Schulkameraden gefragt, ob ich mich freue, wenn Pakistan ein Spiel gewinnt.

Derzeit liegen die sportlichen Beziehungen zwischen den erbitterten Rivalen Indien und Pakistan auf Eis, weil Indien Pakistan vorwirft, Terrorgruppen zu unterstützen. Ganz ähnlich untersagt der indische

Bundesstaat Tamil Nadu Sportlern aus Sri Lanka, auf seinem Gebiet zu spielen, um gegen die Behandlung der Tamilen in dem Inselstaat zu protestieren. Politische Gruppen fordern von der Regierung, Kricketspieler aus diesen beiden Nachbarländern nicht in der indischen Premier League spielen zu lassen. Trotz der gemeinsamen Liebe für den Sport in Südasien wird er absurderweise häufiger dazu benutzt, Gemeinschaften zu trennen, als die Beziehungen zwischen ihnen zu stärken.

Kricket ist nach wie vor der populärste Sport in Indien. Er ist durch und durch ökonomisiert und politisiert, aber er hat immer noch die Macht, selbst einen desillusionierten Fan vor dem Fernseher zu halten, wenn es spannend ist. Die Zukunft des Krickets hängt davon ab, ob es seinen Funktionären und Anhängern gelingt, es aus der unbarmherzigen Tyrannei des Wohnzimmers zu befreien und zurück in die „galis“ und „maidans“ (Straßen und Parks) zu bringen. Der einzige Weg, das Spiel zu erhalten, ist, es weiterzuspielen. <

Heldenverehrung

Mitte 2014 schrieb die britische Zeitung „The Guardian“: „Die Hölle brennt nicht so vor Wut wie ein beleidigter Fan von Sachin Tendulkar.“ Tendulkar ist unbestreitbar einer der größten Kricketspieler aller Zeiten. Er hat fast 700 internationale Begegnungen auf dem Buckel und war lange Zeit Kapitän der indischen Nationalmannschaft. Dennoch ist sein Name wahrscheinlich Menschen, die sich nicht für Cricket interessieren, kein Begriff. Indische Fans waren wutentbrannt, als die russische Tennisspielerin Maria Scharapowa sagte, sie wisse nicht, wer Tendulkar sei. Sie reagierten mit einem Hashtag: #WholsMariaSharapova, der sich auf Twitter weltweit so stark verbreitete, dass der „Guardian“ darüber berichtete.

Nicht alle sind glücklich darüber, dass Krickethelden derart gefeiert werden. Einige indische Bundesstaaten leiden unter politischer Gewalt und sind stark militarisiert. Bezeichnenderweise ist nicht Cricket, sondern Fußball der populärste Sport in den konfliktgeplagten nordöst-

lichen Bundesstaaten. Die Armee genießt dort umfassende Befugnisse und Immunität, aber es gibt regelmäßig Untersuchungen wegen Verstößen gegen die Menschenrechte. Nationalistische Symbolik kommt in den betroffenen Regionen nicht gut an.

Großbritanniens Prinz William und seine Frau Herzogin Kate mit dem Kricketspieler Sachin Tendulkar im April 2016 in Mumbai.



Faiz Ullah

arbeitet für die School of Media and Cultural Studies am Tata Institute of Social Sciences in Mumbai.

faiz.ullah@tiss.edu

In Indien genießt Tendulkar einen gottähnlichen Status. Tatsächlich wurde ihm im nördlichen Bundesstaat Bihar ein Tempel gewidmet. Er hat auch ein bisschen weltliche Macht, seit er zum Mitglied des Rajya Sabha ernannt wurde, dem Oberhaus des indischen Parlaments. Das Staatsoberhaupt ernannt zwölf Mitglieder dieser Kammer für eine Amtszeit von sechs Jahren.

Tendulkar wurde auch der Ehrentitel eines Oberst der indischen Luftwaffe verliehen. Er nimmt regelmäßig an offiziellen Militärfeiern teil – ebenso wie MS Dhoni, sein ehemaliger Teamkollege und derzeitige Kapitän des indischen Kriketteams. Dhoni ist Ehrenoberstleutnant der indischen Armee.



picture-alliance/dpa

„Die Grundprinzipien von Compliance“

Im Sport wird Fairplay betont – aber in der Praxis gibt es Doping, Manipulation und Korruption. Um diese Schattenseiten einzudämmen, ist systematisches Vorgehen nötig, wie Sylvia Schenk von Transparency International Deutschland im Interview Hans Dembowski erklärt hat.

Interview mit Sylvia Schenk

Gibt es eine korruptionsfreie Sportart?

Nein, kein gesellschaftlicher Bereich ist korruptionsfrei, also auch keine Sportart.

Warum ist speziell Korruption im Sport zu einem großen Thema geworden?

Das hat damit zu tun, dass Sport sehr kompetitiv ist. Menschen suchen mit allen Mitteln – auch unlauteren – den Erfolg. Also gibt es Doping oder auch Spielmanipulationen aus sportlichen Gründen. Mit dem Internet kamen dann Spielmanipulationen zum Zweck des Wettbetrugs, also aus anderer Motivation, hinzu, was ebenfalls inakzeptabel ist. Wenn Sie dann an die Führungsebene denken, dort geht es um viel Macht, Einfluss und Publicity. Der Präsident selbst eines Drittliga-Fußballvereins ist in seiner Stadt ein

angesehener Mann. Das geht bis hin zur Vergabe von Olympischen Spielen oder Fußballweltmeisterschaften. Der Wettbewerbsdruck ist hoch, es steht viel Geld und Prestige auf dem Spiel, das steigert das Korruptionsrisiko. Dass in vielen Ländern Korruption auch in Politik und Wirtschaft verbreitet ist, trägt zu den Problemen bei.

Deuten Sie gerade an, dass es beispielsweise im italienischen Fußball mehr Korruption gibt als im deutschen?

Ja, das ist so. Wir hatten auch in Deutschland Skandale, zum Beispiel um Robert Hoyzer, einen Schiedsrichter in der Zweiten Bundesliga, oder um den Stürmer René Schnitzler. Aber aus der A- und B-Liga in Italien sind viel mehr Fälle bekannt, in denen Spiele

Sepp Blatter
noch im Amt als
FIFA-Präsident.





„Sehr kompetitiv“:
Fußballturnier in der
Favela Guararapes in
Rio de Janeiro.

Kopp/lineair

manipuliert wurden – entweder aus sportlichen Gründen, um beispielsweise den Abstieg zu verhindern, oder aus Gründen des Wettbetrugs.

Mir behagen solche Vergleiche nicht, weil wir in Deutschland uns gern über andere Länder empören, aber Korruption im eigenen Land für ein geringeres Problem halten, als es tatsächlich ist.

Ja, auch wir dürfen uns nicht ausruhen, sondern müssen wachsam bleiben. Deshalb ist es gut, dass jetzt die unklaren Zahlungen rund um die Weltmeisterschaft von 2006, dem Sommermärchen, so weit wie möglich aufgeklärt werden.

Oder dass Fußball-Manager Uli Hoeneß, der frühere Nationalspieler, wegen Steuerbetrugs verurteilt und inhaftiert wurde, was aber nicht direkt mit Sport zu tun hat. Was kann denn gegen Korruption im Sport getan werden – es gibt doch auch keinen Fußball ohne Fouls?

Das ist ein gutes Stichwort, denn für Foulspiel gibt es klare Regeln, und es gibt ein System, um sie zu überwachen und durchzusetzen. Der Schiedsrichter

bestraft Regelverstöße, und wenn er das nicht von Anfang an konsequent tut, bekommt er das Spiel nicht mehr in den Griff. Mit Korruption ist es im Prinzip genauso. Nötig sind Regeln, die überprüft und durchgesetzt werden, und Sanktionen für diejenigen, die sich nicht an die Regeln halten. Das sind die Grundprinzipien von Compliance – und sie gelten überall, nicht nur im Sport, auch in Unternehmen und Politik.

Wer ist denn außerhalb des Spielfelds der Schiedsrichter?

Nötig ist ein ganzes Compliance-System mit klaren Regeln und Vorgaben, Kontrolleuren, Hinweisgebern und Sanktionen. Das Strafgesetzbuch reicht nicht aus, Integrität geht darüber hinaus. Wir brauchen zum Beispiel auch Regeln dafür, welche Geschenke und Einladungen angenommen werden dürfen, welches Verhalten bei Interessenkonflikten angemessen ist und wie viel Transparenz jeweils geschaffen werden muss. Im Sport wie in anderen Lebensbereichen sind die Risiken nicht überall gleich, sondern abgestuft. In einem Unternehmen wird die Sekretärin, die nur Briefe schreibt, weniger streng überwacht

werden müssen als ein Einkäufer, der Kontakt zu vielen Zulieferern hat. Im Eiskunstlauf kann Doping vorkommen, aber in Kraft- und Ausdauersportarten wie Gewichtheben oder Radfahren ist die Wahrscheinlichkeit, dass das geschieht, viel größer, weil sich hier die Leistung pharmazeutisch viel stärker steigern lässt. Das Dopingrisiko ist auch nicht zu allen Zeiten gleich. Vor wichtigen Wettkämpfen ist es höher, und nach Verletzungen ebenfalls. Das muss beachtet werden.

Ist es nicht wichtiger, Korruption in anderen Lebensbereichen als im Sport einzudämmen?

Man kann natürlich sagen, es gibt wichtigere Probleme als Korruption im Sport. Sport interessiert aber sehr viele Menschen, und Fehlverhalten in diesem Bereich beschäftigt massenhaft die Fans. Diese hohe Aufmerksamkeit müssen wir nutzen, um unsere Botschaft zu verbreiten. Zudem ist im Sport ständig von Fairplay die Rede. Wenn die Menschen sich daran gewöhnen, dass selbst hier Korruption stattfindet, sogar normal ist und nichts dagegen getan werden kann, dann brauchen wir auch anderswo Korruption nicht mehr zu bekämpfen. Von Erfolgen im Kampf gegen Korruption im Sportkontext gehen Signale aus. Allerdings darf man auch nicht zu viel versprechen – ganz sauber werden wir den Sport nicht bekommen.

Warum nicht?

Weil das nirgends geht und der Sport global aufgestellt ist. Organisationen wie der Weltfußballverband FIFA oder der Weltschwimmverband haben Mitgliedsverbände in bis zu 200 Ländern, und wer den Corruption Perception Index von Transparency kennt, weiß, dass viele davon hochkorrupt sind. Wer wird denn in solch einem Land Chef des Leichtathletikverbandes? Doch nicht eine der wenigen integren Personen, die es dort zum Glück auch gibt. Nein, an die Spitze kommen meist Leute, die wissen, wie man sich in ihrem Land durchsetzt. Und diese Leute sind dann auch im Weltverband dabei. Das ist wie bei den UN, wo man auch mit allen Staaten klarkommen muss, egal, welche Herrschaftsform sie haben.

Heißt das, die Weltverbände sind wegen der vielen Entwicklungsländer, die im Transparency-Index in der unteren Hälfte stehen, korrupt?

Das erhöht das Risiko. Im Übrigen gehören zur Korruption immer zwei, Geber und Nehmer. Die FBI-Ermittlungen mit den spektakulären Verhaftungen sind durch US-Unternehmen ins Rollen gekommen. Sie hatten unter anderem Sportfunktionäre in Lateinamerika bestochen, um Fernsehrechte zu bekommen. Das hatte mit der FIFA erst mal nichts zu tun, aber die Ermittlungen erhöhten den Druck auf die FIFA – und das führte dann zum Sturz von Blatter. Josef Blatter, der ehemalige Präsident der FIFA, ist im Übrigen kein Asiate, sondern Schweizer, und Michel Platini, der sein Nachfolger werden sollte, kein Afrikaner, sondern Franzose. Beide sind wegen dubioser Zahlungen von der FIFA mittlerweile gesperrt.

Gianni Infantino, der aktuelle FIFA-Präsident, wird im Zusammenhang mit den Panama Papers genannt. Heißt das, es geht mit ihm genauso weiter wie vorher unter Blatter?

Mit solchen Urteilen muss man sehr vorsichtig sein. Nach dem, was ich bisher gesehen habe, ist ihm wegen der Panama Papers nicht wirklich etwas vorzuwerfen. Er war als Leiter der Rechtsabteilung des europäischen Fußballverbandes UEFA für alle Verträge zuständig. Bei einigen ging es um Hunderte Millionen von Euro. Wer sich um solche Verträge kümmert, handelt nicht 100 000-Euro-Verträge. Das ist nicht seine Aufgabe. Und es ist auch klar, dass ein europäischer Verband in einem fernen Land wie Ecuador die Fernsehrechte sinnvollerweise nicht selbst vermarktet, sondern ortskundige Fachleute damit beauftragt. Das geschah damals nach einer Ausschreibung beziehungsweise Auktion. Das beste Angebot wurde genommen. Daraus lässt sich schwer ein Vorwurf herleiten. Wenn wir Korruption bekämpfen wollen, brauchen wir klare Regeln und ein System zur Durchsetzung. Sich über jeden Verdacht zu empören, ohne ihn gründlich zu prüfen, ist kontraproduktiv.

Korruption ist ein ständiges Thema der Entwicklungspolitik, aber gilt das auch für Korruption im Sport?

Man muss in allen gesellschaftlichen Bereichen aufpassen, also auch bei Vorhaben, bei denen Sport oder Sportveranstaltungen gefördert werden. Sie müssen sicherstellen, dass das Geld korrekt verwendet wird und nicht die Frau eines Verbandspräsidenten damit shoppen geht.

Die Vergabe von Großveranstaltungen scheint besonders problematisch zu sein. Wäre es nicht klüger, die Austragung von Olympischen Spielen und Fußballweltmeisterschaften einfach zu versteigern? Dann käme ohne Schwarzgeld das Land zum Zug, das am meisten zahlt.

Ja, das ginge auch, aber dafür hat man sich nicht entschieden, und dafür gibt es gute Gründe. Die großen Wettkämpfe sollen nun mal nicht nur in den Ländern stattfinden, die am meisten zahlen. Sie sollen fair über die Kontinente und Länder verteilt werden, um Interesse am Sport zu wecken und zu fördern. Als 2007 und 2009 entschieden wurde, die Fußball-WM und die Olympischen Spiele an Brasilien zu vergeben, wurde das weltweit begrüßt und auch im Land selber bejubelt. Damals war das Land im Aufschwung, und Südamerika war einfach dran. Olympische Spiele hatte es in Mexiko gegeben, aber noch nie in Südamerika. Heute steckt Brasilien in einer Wirtschaftskrise und die Stimmung ist völlig anders. Dabei wurde dort einiges getan, um Transparenz zu fördern. Wegen mancher Gesetze, die dort gelten, würde die deutsche Wirtschaft aufheulen. Die Alltagskorruption, auch in der Politik, lebt in Brasilien aber offensichtlich fort, und deshalb ist die Lage jetzt so explosiv. ←



Sylvia Schenk

leitet die Arbeitsgruppe Sport bei Transparency International Deutschland.

sschenk@transparency.de
<http://www.transparency.de>

Zwischen Hoffnung und Zweifel

Erst die Fußball-WM 2014 und dieses Jahr die Olympischen Spiele: Brasilien und Rio de Janeiro stehen mit Sport-Großereignissen im internationalen Fokus. Während das Land politisch und wirtschaftlich zerrissen ist, ringt Rio um positive Entwicklungen.

Von Julia Jaroschewski

➔ In Deodoro, einem Armenviertel im Westen von Rio, gab es früher nicht viel, was Menschen und Medien interessierte. Meist drangen Meldungen über Schießereien und Überfälle oder über Bangu, eines der größten Gefängnisse Rios, an die Öffentlichkeit. Im August 2016 wird dort ganz offiziell übers Schießen berichtet. Denn in Deodoro steht eine der vier Austragungsstätten der Olympischen Spiele 2016. Hier werden neben den Sportschützen zehn weitere Sportgruppen zu ihren Turnieren antreten. Bei der Fertigstellung liegt Deodoro im Vergleich zum Olympischen Dorf im Stadtteil Barra recht gut in der Zeit, auch weil 60 Prozent der Bauten schon vorher existierten.

Rio de Janeiro braucht Erfolgsgeschichten, denn das Land steckt in einer tiefen Krise. Brasiliens Strandmetropole ist der erste Ort in Südamerika, der die Olympischen Spiele austragen wird. Um die hohen Erwartungen zu erfüllen, plante die Stadt bis 2016 vieles:

- ein olympisches Dorf, das sich später in ein Wohnviertel verwandeln soll,
- eine Komplettsanierung des Hafengebietes,
- die Aufwertung der Armenviertel und
- die Säuberung der Guanabara-Bucht, an der Rio liegt – quasi eine Rundumerneuerung der Stadt.

Dass es Rio nicht allein um die sportlichen Ereignisse, sondern vor allem um wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung geht, machte Bürgermeister Eduardo Paes schon 2014 deutlich: „Für Rio ist Olympia viel mehr eine Möglichkeit, Projekte innerhalb eines bestimmten Zeitrahmens umsetzen zu können, als nur ein internationales Sportereignis.“

Denn auch wenn die Stadt am Zuckerhut bei Touristen beliebt ist, das wirtschaftliche Herz des Landes schlägt 450 Kilometer weiter westlich in São Paulo. Rio braucht dringend Investitionen. Jedoch liegen den Brasilianern die Kosten der Fußball-WM noch schwer im Magen. Die mit 8,5 Milliarden Euro teuerste WM

aller Zeiten trieb die Menschen aus Unmut auf die Straßen. Und auch die Olympischen Spiele 2016 brechen mit Kosten von bisher 8,7 Milliarden Euro ebenfalls alle Rekorde.

Pulverfass

Politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich ist Rio gespalten. Die mehr als 1000 Favelas wachsen inmitten der Stadt gleich neben wohlhabenden „Gated Communities“. Die Stadt war schon immer ein Pulverfass einer sozial ungleichen Bevölkerung, das im Jahr 2016 zu explodieren scheint. Brasilien steckt in einer tiefen wirtschaftlichen Krise, die Inflation ist so hoch wie nie, Firmen gehen pleite, die neue Mittelschicht fragt sich, was von ihrem erhofften Aufstieg geblieben ist.

Politisch versinkt das fünftgrößte Land der Erde im Chaos. Die einstige Führungsmacht Südamerikas steht vor einem Kollaps, weil sich Brasilien in einer schweren Rezession befindet. Die Inflation befindet sich auf einem Rekordniveau und ein Unternehmen nach dem anderen geht pleite. Politisch stürzt das Land ins Chaos (siehe Kasten auf S. 27).

Dabei sollte in den Armenvierteln vor den Großereignissen WM 2014 und Olympia 2016 alles besser werden. Polizei wurde in Favelas stationiert, was den Bewohnern der peripheren Gebiete eine Aufwertung des Lebensstandards bringen sollte. Doch gerade das Projekt der Befriedungspolizei UPP betrachten heute, acht Jahre nach Stationierung der ersten Einheit, viele als gescheitert. Schon früh wurde deutlich, dass die sogenannte Pazifizierung eine Strategie verfolgte, die vor allem der Sicherheit der ausländischen Gäste diente. Knapp 260 der mehr als 1000 Favelas sind heute von der Polizei besetzt – und zwar in Gebieten, die potentiell von Touristen und ausländischen Gästen genutzt werden: entlang von Zufahrtsstraßen, Stadien und Stränden.



„Der Stadt ging es um die Sicherheit der Touristen, unsere Forderungen wurde lange ignoriert. Die UPP schafft neue Probleme, immer mehr Unschuldige sterben in Schießereien“, sagt Raul Santiago, Bewohner und Aktivist aus dem Favelagebiet Complexo do Alemão. Anstatt die Sicherheit der Bevölkerung in den Favelas zu garantieren, seien die Polizisten zur Bedrohung geworden. In den zunehmenden Auseinandersetzungen zwischen Polizei und Drogenbanden sterben jeden Monat Bewohner. Die oftmals jungen Polizisten sind schlecht ausgebildet und mit der Situation überfordert.

Den Sicherheitskräften fehlen Personal und Ausrüstung, was auch an der Pleite des einstigen brasilianischen Wirtschaftswunderkinds Eike Batista liegt.

Der Absturz des reichsten Unternehmers Brasiliens im Jahr 2013 hatte schwere Konsequenzen für die UPP, denn Batista wollte 20 Millionen Reais (etwa 5 Millionen Euro) jährlich in die Polizei investieren. Nach seinem Konkurs wurde die Finanzierung des Sicherheitskonzeptes für die Megaevents zur Herausforderung. Auch die aktuelle Wirtschaftskrise macht sich wenige Monate vor den Olympischen Spielen drastisch bemerkbar.

José Beltrame, Rios Senator für innere Sicherheit, kündigte Mitte März 2016 eine Reduzierung der Sicherheitskräfte für das Sportereignis an. Die seit zwei Jahren geplante UPP im Favelakomplex Maré wird im Jahr 2016 nicht installiert. Zusätzliche Polizeikräfte und Überstunden können nicht bezahlt werden. Zwei

Chaotische Situation

Brasilien war einst die führende Macht in Südamerika, nun scheint das Land kurz vor dem Kollaps. Präsidentin Dilma Rousseff kämpft gegen ihren Sturz. Ein Amtsenthebungsverfahren gegen sie hat begonnen.

Als ehemaliges Mitglied des Aufsichtsrats des staatlichen Energieriesen Petrobras steckt sie inmitten eines riesigen Korruptionsskandals – auch wenn sie selbst nicht angeklagt wird, Geld genommen zu haben. Aber Politiker aller Parteien erhielten Bestechungsgelder von Firmen, denen sie Aufträge verschafften. Fast jeden Tag gelangen neue Ungereimtheiten an die Öffentlichkeit – die Skandale scheinen kein Ende zu nehmen.

Noch im Jahr 2014 gewann Dilma Rousseff mit einer hauchdünnen Mehrheit die Wiederwahl zur Präsidentin. Seitdem ist auf den Straßen Brasiliens der Teufel los. 2013 gingen vor dem Confederations-Cup noch alle Teile der Bevölkerung gemeinsam auf die Straße, um gegen Fehlinvestitionen und Korruption zu demonstrieren. Doch heute ist die Bevölkerung in zwei große Lager gespalten: pro und contra Regierung.

Die Regierungskritiker skandieren bei wöchentlichen Protesten „Dilma raus, Lula ins Gefängnis.“ Denn auch der vorherige Präsident Luiz Inácio Lula da Silva ist Teil des Korruptionsskandals. Zum Verdruss ihrer Gegner rettete Dilma Rousseff ihren Mentor Lula im Frühjahr 2016 mit einem Trick vor den Ermittlungen: Sie berief Lula kurzerhand in die Regierung und bewahrte ihn so durch Immunität vor Strafverfol-

gung. Allein im März gingen in Rio und weiteren 300 brasilianischen Städten mehr als 3 Millionen Menschen auf die Straße und forderten den Sturz der Präsidentin und das Abtreten der Arbeiterpartei PT.

In den Favelas Rios stehen die meisten Bewohner hingegen hinter der Präsidentin. Denn tatsächlich haben Lula und Rousseff mit ihren Sozialprogrammen arme Bevölkerungsschichten gefördert. „Fome Zero“, „Bolsa Familia“ oder „Minha Casa, Minha Vida“ sind Programme, die Sozialwohnungen und Lebensmittelversorgung schafften und vielen Brasilianern aus der absoluten Armut heraushalfen. Lula setzte seine Latte hoch: „Wenn am Ende meiner Amtszeit alle Brasilianer dreimal am Tag essen können, habe ich die Mission meines Lebens erfüllt.“ Er wurde dafür gefeiert.

In der aktuellen Krise befürchten die Armen aber wieder Kürzungen, die zu ihren Ungunsten ausfallen. Schon jetzt stehen in Rio Krankenhäuser vor der Schließung, weil Ärzte und Ausstattung fehlen. Lehrer streiken, weil die Bedingungen in öffentlichen Schulen unzumutbar sind, und in diesem Frühjahr warten Angestellte des öffentlichen Dienstes noch immer auf ihren Lohn, denn Rio hat Zahlungsschwierigkeiten. Polizisten, die nicht rechtzeitig entlohnt werden, sind anfällig für Schmiergelder. Davon profitieren die Drogenbanden in den Favelas.

Favela in Rio.



Jaroschewski



Dilma Rousseff mit
Olympiaflagge.

picture-alliance/dipa

von geplanten 11,6 Milliarden Reais für die Sicherheit Rios zur Olympiade würden gestrichen, so Beltrame — dabei seien die Überfälle im Vergleich zum Vorjahr um 26 Prozent gestiegen, die Mordrate um 23 Prozent. Auch die Erweiterung der Metrolinie, die den ärmeren Norden mit der urbanen Südzone Rios verbinden soll, wird eventuell nicht bis zum Sommer fertig.



Julia Jaroschewski
ist freie Journalistin und
Gründerin des BuzzingCities
Labs, das den Einfluss digitaler
Medien auf urbane
Entwicklungen erforscht.
julia_jaroschewski@yahoo.de

Auch die beiden großen Ziele, Rio bis zum Olympiajahr flächendeckend mit einem Kanalisations-system auszustatten sowie die Guanabara-Bucht zu säubern, bleiben eine Utopie. In die Bucht fließen massenweise Industrieabfall, Müll und ungefilterte Abwasser von Rio und angrenzenden Nachbarstädten. „Es ist bedauerlich, die Reinigung von 80 Prozent nicht erreicht zu haben“, sagte Rios Gouverneur Luiz Fernando Pezão Anfang 2016 und versuchte die Lage zu relativieren. „Die Konditionen für die Wassersportler werden aber ausreichen.“ Die Segler kämpfen sich durch Müll und Dreck. Auch auf der innerstädtischen Lagune Rodrigo de Freitas, wo die Ruderer antreten, sind die Wasserwerte katastrophal schlecht.

Die verschmutzten Gewässer verstärken ein weiteres Problem: Das Zikavirus grassiert in Rio, übertragen von Mücken, die sich in der Nähe stehenden Wassers aufhalten. Gerade die marode Sanitärstruktur und die zum Teil fehlenden Abwassersysteme in den Favelas sind Probleme, die die Stadtregierung trotz der Proteste in den Favelas nicht angegangen ist.

Echte Verbesserungen

Dabei waren die Erwartungen der Brasilianer hoch, dass die Megaevents auch den Lebensstandard der Bewohner Rios verbessern würden. Tatsächlich wurden einige Projekte rechtzeitig fertig und brachten Fortschritt für die Bevölkerung. Das neue Museum der Zukunft am ehemals heruntergewirtschafteten Hafen zieht Bewohner aller Stadtteile an, eine Straßenbahn wird durch die Innenstadt führen – und damit den permanenten Stau umgehen, in dem die Busse täglich stecken bleiben. Eine bessere Anbindung schaffen auch die neuen BRT-Trassen, schnelle Busverbindungen für längere Strecken.

In den Favelas sind Bibliotheken, Sportzentren und Kitas entstanden, die die Armenviertel dringend brauchten. Zahlreiche Projekte ermöglichten gerade den jungen Bewohnern einen besseren Zugang zu Bildung, zu Angeboten, die auch Kindern aus armen Familien den Eintritt in die Universität ermöglichten. Nie zuvor waren die Chancen für junge Favela-Bewohner so groß wie heute: Kostenlose Englischkurse oder Sportangebote stehen auch an den Rändern der Stadt zur Verfügung. Neue Förderfonds investierten in lokale Projekte und Nichtregierungsorganisationen. Raull Santiago hat den „Papo Reto“ (Klartext reden) mitgegründet, bei dem sich Anwohner mit lokalen Meinungsführern zusammensetzen und Probleme wie die zunehmende Polizeigewalt kritisieren. Im Complexo da Maré gibt es eine Longboard-Gruppe und Foto-Ausstellungen. In der Cidade de Deus treffen sich Theatergruppen und Musiker.

Die Favela-Bewohner haben entdeckt, dass sie eine Stimme haben. Sie nehmen die Vorurteile ihnen gegenüber nicht mehr hin und lassen sich nicht mehr diskriminieren, nur weil sie aus den Armenvierteln kommen. Im Gegenteil, sie zelebrieren die Kultur der Favela mit Stolz. „Was wir hier jeden Tag durchleben, das hätte einen Bewohner der Südzone schon längst zu Fall gebracht“, schreibt Mariluce aus dem Complexo do Alemão auf Facebook. Mit Facebook, Twitter und WhatsApp mobilisieren sich die Jugendlichen und haben entdeckt, dass sie nicht mehr die etablierten Medien brauchen, um gehört zu werden.

„Durch die neuen Medien können wir zeigen, dass es in den Favelas spannende Dinge zu sehen gibt, dass hier kreative Menschen, Arbeiter und Studenten leben und nicht nur Kriminelle“, sagt Daiene Mendes, die sich in kulturellen Projekten engagiert sowie für das Bürgermedium Voz der Comunidade berichtet. Mit Smartphones und Internet dokumentieren Favela-Reporter und Bewohner aber auch Menschenrechtsverletzungen, etwa die exzessive Polizeigewalt. Auch wenn sich die Hoffnungen auf Frieden in den Favelas und fundamentalen Wandel durch die Mega-Events nicht erfüllt haben, haben die Großereignisse immerhin den Blick der Stadt auf sich selbst verändert. ←

Knoten im Kopf lösen

Sport hat nicht nur positive Wirkungen auf den Körper. Er kann auch eine Befreiung für die Seele sein. In der Demokratischen Republik Kongo versucht eine kirchliche Organisation traumatisierten Frauen und Mädchen mit einem Sportprogramm zu helfen, Körperbewusstsein und Selbstvertrauen zu erlangen.

Von **Susanne Bischoff**

➔ 13 Frauen und Männer stehen eng zusammen im Kreis. Alle heben die Arme und schließen ihre Augen. Jede Hand sucht eine fremde Hand im Kreis. Es dauert eine Weile – viel Suchen, viel Lachen.

Endlich gibt die Spielleiterin das Signal zum Augenöffnen. Ein kompliziertes Knäuel ist entstanden, das es zu lösen gilt, ohne einander loszulassen. Mit Beharrlichkeit löst die Gruppe Windung um Windung. Gemeinsam wird probiert, diskutiert, drüber- und druntergeklettert. Jede und jeder ist wichtig, eine Lösung kann nur gemeinsam gefunden werden. Alle achten, ohne dass dies extra gesagt werden musste, auf die körperlichen Grenzen der anderen. Manchmal scheitert eine Lösung an zu kleinen Öffnungen der Arme für die verknöteten Körper. Dann heißt es von Neuem beginnen.

Endlich gelingt es: Der Knoten ist gelöst. Die Gruppe findet sich handhaltend geschlossen im

großen Kreis – jubelt, hüpfert und beginnt zu singen. Gleich noch einmal. Die Übung ist Teil einer jeweils achtwöchigen Ausbildung zum Thema „Sport und Bewegung nach Traumata“ bei der Young Women’s Christian Association of the DR Congo (YWCA-DRC), einer Nichtregierungsorganisation. Die YWCA-DRC hat ein Büro mit 17 Leuten in Kinshasa. Dazu kommen kleine, ehrenamtlich geführte Büros in anderen Regionen. Der Verein hat insgesamt rund 500 Mitglieder.

„YWCA-DRC hat die umfassende Entfaltung von Mädchen, Frauen und Gemeinschaften im Blick“, sagt Generalsekretärin Bibiche Kankolongo. „Mit Sport wollten wir einen neuen Bereich erschließen, weil Wohlbefinden auch mehrere körperliche Aspekte einbezieht“, meint Kankolongo. YWCA-DRC will Mädchen, Frauen und Männern einen Weg anbieten, um Bewusstsein über ihren Körper zu gewinnen und die Selbstachtung ebenso wie Seele und Geist zu stär-

*Balance mit dem
Gegenüber finden: Auch
Bibiche R. Kankolongo
(Mitte) von der Young
Women’s Christian
Association of the DR
Congo nimmt an der
Übung teil.*



S. Bischoff

ken. Das geltende Prinzip lautet: „Was zählt, ist mein Wohlbefinden.“ Ausgehend von diesem Anliegen ist YWCA-DRC seit 2013 Partnerorganisation von Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst im Rahmen des Programms Ziviler Friedensdienst (ZFD) und wird von einer ZFD-Fachkraft unterstützt.

Schwieriger Alltag

In der Demokratischen Republik Kongo, einem kriegesgeschüttelten Staat, fast sieben Mal so groß wie Deutschland, sind Erfahrungen mit Gewalt alltäglich. Im Gebiet der großen Seen im Osten des Landes kommt es immer wieder zu Massenvergewaltigungen von Frauen, Mädchen und auch Jungen durch so genannte Rebellengruppen. Korruption, Ausbeutung, traumatisierte Erschöpfung sowie das Ringen um minimale Einhaltung demokratischer Rechte bei häufig miserabler Gesundheitsversorgung sind für die Mehrheit der Bevölkerung auch in der Hauptstadt Kinshasa lebensbestimmend.

Die Menschen sind von den Widrigkeiten des Alltags erschöpft, der von Transportproblemen, Krankheiten, Regengüssen und Angst vor körperlicher Gewalt oder Übergriffen durch Behörden bestimmt ist. Und überall fehlt Geld – wenn es um Wasser, medizinische Behandlungen, Strom, Transportkosten, Telefoneinheiten oder um Arbeitsplätze geht.

Bewegung oder Sport kann befreien, ordnen, aufmuntern und stärken, aber auch unterdrücken und Rollen öffnen oder festschreiben. Dies gilt überall, doch insbesondere in einem Land wie der DR Kongo. Da alle Lebenserfahrungen ganz unmittelbar mit dem Körper zusammenhängen, können schlechte Erfahrungen sogar verfestigt und damit weiter abgespalten werden, also schlimmstenfalls zu Retraumatisierungen führen. Oder sie können stattdessen behutsam geheilt werden.

Viel zu häufig wird in europäischen Staaten ebenso wie in der DR Kongo ein Sport praktiziert,

der pädagogisch, politisch und religiös erwünscht ist. Bewegungsmuster manifestieren sich im Körper, bis das Bewusstsein von der Richtigkeit überzeugt scheint und keine offenen Fragen mehr stellt. Dies wird etwa im kongolesischen Schulsport sichtbar, der 55 Jahre nach der Unabhängigkeit aus belgischer Kolonialherrschaft noch immer in eher autoritärer Manier Kinder drillt – vergleichbar mit dem ehemals preußischen Erziehungsideal. Die Jungen dürfen dabei meistens mehr als die Mädchen frei toben und spielen.

Eine andere Bewegungs- und Sportkultur, die auf Emanzipation und Veränderung nicht zuletzt der Geschlechterrollen abzielt, hat viele Elemente zu bieten. Sie kann sich zudem mit vielen Traditionen eines Landes verknüpfen wie beispielsweise Musik und Tanz in der DR Kongo. Viele Frauen und Männer konnten sich damit eine tiefe Lebensfreude erhalten und verfügen über viel Widerstandskraft.

Bibiche Kankolongo formuliert es so: „Der Sport ist ein großes Instrument des Friedens, das wir nutzen können, um Gemeinschaften und Personen im Konflikt miteinander zu versöhnen.“ Wenn man zusammen Sport treibt, überwinde man Barrieren und Feindschaften. Sie sieht eine Beziehung zwischen Sport und Frieden. Man brauche äußeren und inneren Frieden, um Sport auszuüben.

Startschwierigkeiten

Das Sportprojekt des YWCA-DRC hatte einige Startschwierigkeiten. Nach drei Monaten wurde bereits überlegt, es aufzugeben. Es gab Raum- und Materialschwierigkeiten sowie kulturelle und altersmäßige Differenzen. Doch die Beteiligten blieben am Ball. Sie fanden zwar keinen bezahlbaren Raum. Stattdessen nutzten sie einen knapp zehn Quadratmeter großen, ungemütlichen YWCA-DRC-Raum. Dort führte Susanne Bischoff mit jeweils sieben bis zwölf Frauen der Schneidereiausbildung kleine Rhythmus-, Koordinierungs- und Rückenübungen durch.



Sport und Bewegungskultur in der Friedensarbeit

Ein Frieden, der auf Emanzipation und Veränderung nicht zuletzt der Geschlechterrollen abzielt, braucht einen klaren Geist. In der Verknüpfung von Körper, Geist und Seele in bewusster Bewegungsarbeit kann es gelingen, eigene Ressourcen stärker zu nutzen und den Alltag besser zu bewältigen. Damit können die Teilnehmenden sich selbst ein Stück weit aus ihrer Ohnmacht befreien. Frieden braucht in einer zersplitterten Welt voller Angst und traumatischen Folgen von

Gewalt Übung und Training. Ideal dafür sind etwa asiatische Kampf- und Bewegungskünste wie Qigong, Tai-Chi oder Aikido, ebenso Selbstverteidigungskurse für Frauen und Mädchen. Durch ein beharrliches, angstfreies und spielerisch-kreatives Wiederholen kann ein Entwicklungsprozess entstehen, der zur Bewusstwerdung und Selbstheilung erlernter, oft schmerzhafter Bewegungs-, Denk- und Handlungsmuster führen kann.

Wirklicher Frieden braucht immer Schutz und Sicherheit des Individuums in der Gemeinschaft. Eine emanzipatorisch-interkulturelle Sport- und Bewegungskultur kann eine Menge bewirken. Sie hat die Chance, in pädagogisch-therapeutischer Gruppenarbeit die körperlich-emotionale Wahrnehmung mit dem bewussten Denken zu verknüpfen. Dies Wahrnehmen kann dazu führen, das eigene Handeln im Sinne von stärkerer Kooperation und innerem Selbstbewusstsein zu verändern.



S. Bischoff

Doch die Resonanz bei einigen Frauen war zunächst frustrierend: „Ich bin müde nach der Arbeit, habe Durst, Hunger.“ Es brauchte einige Wochen, bis Ideen für Veränderungen kamen: Statt im Stehen begannen die Teilnehmerinnen die Übungen im Sitzen auf Stühlen. Dies gelang besser. Der Stuhl steht auch für Sicherheit und Rückzugsmöglichkeit, denn ein Teil der Frauen hat schwere Traumata durchlitten. Er wurde somit therapeutisches Hilfsmittel, mit dem die Frauen lernen konnten, aufzustehen und sich neu, frei zu platzieren. Auch für mehr Wasser wurde gesorgt.

Es ist viel entstanden – auch wenn es wie ein Tropfen auf dem heißen Stein erscheint. Seit 2013 besteht eine Schwimmgruppe, die immer wieder neue Teilnehmende findet. Zwei jeweils achtwöchige Ausbildungsgruppen zum Thema „Sport und Bewegung zur Stabilisierung nach Traumata“ wurden erfolgreich durchgeführt. Dazu kommen bisher drei Seminare in WenDo, einer Form feministischer Selbstverteidigung und Selbstbehauptung. 2016 sind weitere Kurse in Kinshasa und in Partnerprojekten südlich der Hauptstadt geplant. Eine Rückensportgruppe für alle trifft sich in einem schönen Saal des Maison de France, das zum französischen Kulturinstitut „Institut français“ gehört. Außerdem gibt es eine erste Gruppe „Sport nach Brustkrebs für Frauen“. Der wöchentliche Team-sport bei YWCA-DRC bereitet den Frauen inzwischen viel Freude, und sie nutzen Igel-, Pezzi-, Volley- oder Weichschaumbälle sowie Gymnastikmatten und ein Mini-Trampolin für kleine Bewegungspausen.

Kann Sport tatsächlich zum Frieden beitragen? Missbrauch und Korruption, Doping-Skandale und rechte Hooligans in Europa sprechen eine andere

Sprache. Aber die Arbeit von Bibiche Kankolongo und ihrem Team zeigt Wirkung: „Selbstachtung und Selbstvertrauen der Teilnehmenden nehmen zu“, versichert sie. Auch Ausdauer und die körperliche Verfassung insgesamt würden besser. Einige Teilnehmende spürten Besserung in Bezug auf Schmerzen und Krankheiten. „Zudem sind Teamgeist und persönliche Beziehungen gestärkt. Der Sport wird als ein Moment des Glücks und des Abbaus von Stress gelebt“, versichert Kankolongo.

Wenig Kosten, große Wirkung

Auch UN-Generalsekretär Ban Ki-moon ist von der entwicklungspolitischen Wirkung überzeugt. „Sport hilft, Stigmatisierung abzubauen und die soziale und wirtschaftliche Integration von Marginalisierten, Minderheiten und Menschen mit Behinderungen zu fördern“, sagte er im April 2014 bei der Veranstaltung „Celebrating Sport for Development and Peace“ in New York. Mit vergleichsweise bescheidenen Mitteln kann große Wirkung erzielt werden. Ban Ki-moon fasst zusammen: „In short, sport is a low-cost, high-impact tool“ – wenig Kosten, große Wirkung.

Auch die Mitarbeiterinnen von YWCA-DRC sind vom Erfolg ihrer Arbeit überzeugt. Sie erleben bei ihren Teilnehmenden Augenblicke des Friedens, der mehr ist als die zumindest vorübergehende Abwesenheit vom täglichen Kampf ums Überleben. Beim Miteinander im Sport strahlen die Menschen eine innere Kraft aus, und Hoffnung leuchtet in ihren Augen. Sport und Bewegung geben Kraft für den nächsten Augenblick und können die durch Traumata verursachten Knoten im Kopf langsam lösen helfen. ←

Nach der Rückengymnastik gibt es eine Massage für alle.



Susanne Bischoff ist als Dipl.-Sportlehrerin und Bewegungstherapeutin auf psychische Probleme spezialisiert. Sie arbeitet seit Juli 2013 als Fachkraft bei der Young Women's Christian Association of the DR Congo, vermittelt von Brot für die Welt-Evangelischer Entwicklungsdienst im Programm Ziviler Friedensdienst. Das Projekt wird u.a. vom Fußballbundesligisten Werder Bremen unterstützt. tanzendesfeuer@gmail.com

Mädchen, die sich durchboxen

Boxen ist für viele mehr als nur ein Sport, vor allem wenn junge Frauen im Ring stehen. Ob in Kreuzberg oder in afrikanischen Townships – die sogenannten Boxgirls gewinnen an Selbstvertrauen und bewirken gesellschaftliche Veränderungen.

Von **Theresa Krinninger**

➔ Die zehnjährige Fate steht vor einem blauen Wellblech in einem kleinen Hinterhof in Kariobangi, einem Slum von Nairobi. „Ich bin stolz, eine Boxerin zu sein, weil ich weiß, was ich wegboxen will“, sagt sie in einem Youtube-Video. HIV/Aids, Armut, Kriminalität und Vergewaltigung, das alles wolle sie als Boxgirl aus der Welt kicken.

Boxgirls ist ein Projekt, das die Sozialwissenschaftlerin Heather Cameron 2005 in Berlin startete. Die gebürtige Kanadierin lehrt an der dortigen Freien Universität Sport- und Integrationspädagogik und gründete die Camp Group, einen „Think-and-Do-Tank“ in Berlin-Kreuzberg. Das Boxgirls-Projekt läuft unter dem Dach der Camp Group.

Mit Boxsport will Cameron Frauen und Mädchen motivieren und unterstützen, sich selbstständig, aktiv und mutig für ihre Belange einzusetzen. Getreu dem Motto: Starke Mädchen bewirken sozialen Wandel. Mittlerweile gibt es Boxgirls-Projekte nicht nur in Berlin, sondern auch in Kenia und Südafrika. Seit seinem Start hat die Camp Group ihr pädagogisches Portfolio stark erweitert. Neben Boxen bietet die Organisation auch Bildungsprogramme für Kinder und Jugendliche an.

Der Boxsport bildet jedoch den Kern der Initiative. „Boxen stärkt nicht nur den Körper, sondern auch die Persönlichkeit“, sagt Cameron im Gespräch in ihrem Kreuzberger Büro. Ihr Blick ist entschlossen, fast kämpferisch. „Ich habe mich fürs Boxen entschieden, weil es ein schöner und herausfordernder Sport ist.“

Cameron boxt seit vielen Jahren und arbeitet nebenbei ehrenamtlich als Trainerin. Das habe sie geprägt. „Man ist allein im Ring und muss seine Ängste, seine Arroganz, einfach alle Emotionen kontrollieren, um eine effektive Boxerin zu werden“, erzählt sie.

Neben sportlichem Erfolg und mehr Fitness lernen die Mädchen beim Boxen auch ihren Körper kennen. „Für junge Frauen ist es besonders wichtig, ein positives

Körpergefühl und eine bessere Körperkontrolle zu entwickeln“, sagt Cameron. „Dadurch lernen sie, ihren Körper zu respektieren und zu schützen.“

Das ist auch nötig. Überall auf der Welt werden Frauen Opfer von Gewalt. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) veröffentlichte 2013 eine erste systematische Studie zum Thema. Die Ergebnisse waren schockierend. Jede dritte Frau auf der Welt hat mindestens einmal körperliche oder sexuelle Gewalt erfahren. Laut WHO hat sich das bis heute nicht verbessert. Die Erhebung zeigte zudem, dass Gewalt gegen Frauen in allen Ländern, Kulturen und Gesellschaftsbereichen vorkommt.

Mehr Selbstvertrauen

„Das gilt auch für Deutschland“, meint Cameron. Während die Gewalt gegen Frauen in Kenia oder Südafrika viel offensichtlicher sei, hätten auch Mädchen in Deutschland mit patriarchalen Machtverhältnissen zu Hause und in ihren Schulen zu kämpfen. Meistens wachsen die betroffenen Mädchen in sozial und wirtschaftlich schwachen Familien auf. Nicht selten sind es Mädchen mit ausländischen Wurzeln. Von den Berliner Boxgirls haben mehr als 50 Prozent einen Migrationshintergrund.

Aber kann man Gewalt ausgerechnet mit Kampfsport begegnen? Ja, sagen die Boxgirls-Unterstützer: Denn beim Amateurboxen geht es nicht darum, den Gegner k.o. zu schlagen. Wer gewinnen will, muss technisch überlegen sein. Dafür müssen die Mädchen lernen, den Gegner zu lesen, ihm zuzukommen und die richtige Strategie zu entwickeln. Beim Boxen geht es also mehr um die innere Haltung als um ihre Schlagkraft.

Cameron ist überzeugt, dass Boxen den heranwachsenden Frauen mehr Selbstbewusstsein und mehr Respekt vor sich selbst verschafft. „So können sie sich auch besser gegen häusliche oder sexuelle Gewalt wehren.“ Das kann sie auch wissenschaft-

lich belegen. Zahlreiche US-Studien zeigten, dass Mädchen, die in Sportvereinen aktiv sind, seltener im Teenager-Alter schwanger wurden oder sexuelle Gewalt in ihren Beziehungen erlebten.

Tabubruch Boxen

Mädchen, die boxen, können laut Cameron aber noch viel mehr erreichen. „Zuerst haben sie natürlich Spaß. Durch diesen Spaß können wir dann andere Charaktereigenschaften stärken.“ Wie etwa das Bewusstsein dafür, selbst etwas verändern zu können, anstatt sich fremdbestimmt zu fühlen. Der Boxsport befähigt Mädchen, ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen und für ihre Ziele zu kämpfen.

Und: „Boxende Frauen brechen immer noch mit vielen Tabus“, sagt die Sportpädagogin. Nämlich eine „unweibliche“ und vermeintlich brutale Sportart mit Schlagen und Körperkontakt zu betreiben. Eine erfolgreiche Boxerin zeigt nach Ansicht Camerons aber, dass sich Frauen auch in anderen Männerdomänen behaupten können.

Etwa so wie die 17-jährige Berliner Boxmeisterin Zeina Nassar. Die gläubige Muslima boxt mit Kopftuch. Sie hat sich durchgesetzt, trotz der Vorbehalte ihrer Eltern. Heute ist sie der Star von Boxgirls Berlin und ein Vorzeigebispiel für den integrativen Ansatz des Vereins.

Ähnlich wie Zeina wünschen sich auch viele afrikanische Mädchen mehr Selbstbestimmung. Zum Beispiel im schroffen Township-Alltag von Nairobi. Boxgirls Kenia erreicht mittlerweile mehr als 600 Mädchen und junge Frauen in sechs Townships von Nairobi. Das Projekt ist 2007 entstanden und seitdem zu einer selbstständigen Initiative gewachsen. Dabei arbeiten lokale Trainer und Trainerinnen mit Grundschulen zusammen. Sie treffen sich wöchentlich mit den Mädchen zum Boxtraining.

Bei Boxgirls Südafrika sind kürzlich noch weitere Aktivitäten dazugekommen. In Kapstadts Township Khayelitsha gibt es in 15 Grundschulen nun auch eine Nachmittagsbetreuung. Die Mädchen können dort ihre Hausaufgaben unter Aufsicht machen. Die „After-school Clubs“ erfüllen aber noch eine ganz andere Funktion: In der Gemeinschaft finden die Mädchen die Sicherheit, über Probleme und schwierige Situationen in der Familie oder ihrem Umfeld zu sprechen. Die Gruppenleiterinnen fungieren oft als Vorbilder für die Mädchen und stehen ihnen in schwierigen Zeiten als Vertrauenspersonen zur Seite. Gleichzeitig lernen die Mädchen, in der Gruppe konstruktiv mit Konflikten umzugehen und Situationen mit Gewaltpotenzial zu entschärfen.

Die Camp Group in Berlin schlüpft bei allen Projekten zunehmend in die Beraterrolle. Ziel ist, dass sich die Projekte letztendlich finanziell und organisa-



torisch selbst tragen. Boxgirls Kenia und Berlin sind heute eigenständige Partner im internationalen Boxgirls-Netzwerk.

Wunsch nach Evaluierung

Trotz der Erfolge bleibt es schwer, die Wirkung der Projekte empirisch zu belegen. „Wir wollen nicht nur schöne Geschichten von glücklichen Kindern erzählen“, sagt Cameron. Das sei aber nicht einfach. Ihr Team arbeitet derzeit mit Kollegen an verschiedenen Universitäten an besseren Methoden, um die gesellschaftliche Wirkung von Boxgirls zu evaluieren.

Für die Nachmittagsbetreuung im südafrikanischen Projekt gibt es bereits einen Ansatz. Wissenschaftliche Mitarbeiter der Deutschen Sporthochschule Köln und der University of the Western Cape bewerten vor und nach dem Projekt in vier Stufen die sozialen und die Kommunikationsfähigkeiten sowie die schulische Leistung der Mädchen in Mathematik und Englisch. Dabei befragen sie auch die Eltern und Betreuer. Die ersten Ergebnisse der Vorabstudie sind bereits sehr positiv.

Aber auch ohne konkrete wissenschaftliche Belege können die Boxgirls viele Auszeichnungen vorweisen: 2005, im UN-Jahr des Sports, ernannte die Sportkommission des deutschen Bundestags Boxgirls zum Modellprojekt. Vier Jahre später bekam die Initiative den Sonderpreis der Bundeskanzlerin beim Wettbewerb startsocial.

Heather Cameron wurde zudem 2010 als erste ausländische Professorin zur deutschen Hochschullehrerin des Jahres gekürt – und das nicht nur wegen ihrer theoretischen Arbeit. „Mich interessiert es recht wenig, Artikel für die Bibliothek zu schreiben“, sagt sie. „Mir hat die Arbeit mit den Mädchen vor Ort schon immer mehr am Herzen gelegen.“

Links

Boxgirls International:

<http://www.boxgirls.org/>

Camp Group:

<http://www.respect.org/home/>

Südafrikanische Mädchen, die lernen, sich im Leben durchzuboxen.



Theresa Krinninger

ist freie Journalistin. Sie hat von 2013 bis 2014 für die GIZ in Malawi im Grundbildungsprogramm gearbeitet.

theresa.krinninger@gmail.com

„Junge Afrikaner müssen in Afrika beschäftigt werden“

Akinwumi Adesina ist seit vergangenem Sommer Präsident der multilateralen Afrikanischen Entwicklungsbank (AfDB). In einem Interview mit E+Z/D+C spricht er über seine Ziele.

Interview mit Akinwumi Adesina

Ihr Vorgänger, Donald Kaberuka, hat viel dafür getan, die AfDB professioneller und wirksamer zu machen. Wie sehen Sie aktuell die Leistung der Bank und was sind die wichtigsten institutionellen Herausforderungen, die auf Sie zukommen?

Tatsächlich hat Dr. Kaberuka in seiner Amtszeit Großes geleistet – zum Beispiel hat er die Tätigkeiten des Privatsektors der Bank von 200 Millionen Dollar auf 2 Milliarden Dollar pro Jahr gesteigert. Er konnte das Triple-AAA-Rating der Bank selbst inmitten der globalen Finanzkrise aufrechterhalten, zudem hat er die Africa50-Investment-Plattform eingerichtet, über die Infrastrukturausbau in Afrika finanziert werden soll. Auf diesen Erfolgen möchte ich aufbauen. Bei meinem Amtseintritt beschrieb ich eine Fünf-Punkte-Vision.

Die High Fives sind:

- Afrika mit Licht und Strom zu versorgen,
- Afrika zu ernähren,
- Afrika zu integrieren,
- Afrika zu industrialisieren und
- die Lebensqualität der Menschen in Afrika zu verbessern.

Die AfDB ist nur einer von mehreren Akteuren auf den fünf Feldern, die Sie hervorheben – und nicht einmal der größte. Kann sie wirklich etwas bewirken?

Afrikas strukturelle Herausforderungen sind so vielfältig und tief verwurzelt, dass sie nicht von einer einzigen Institution behoben werden können. Als führendes Finanzinstitut in Afrika hat die AfDB aber die Verantwortung, den Weg für die Finanzierung und Unterstützung von anderen Entwicklungspartnern zu ebnet. Um mehr erreichen zu können, müssen wir starke Partnerschaften aufbauen,

nicht nur auf unserem Kontinent, sondern global. In jedem der fünf Bereiche, die wir als besonders wichtig erachten, hat die Bank bereits deutliche Spuren hinterlassen. Auf dem Pariser Klimagipfel im Dezember etwa haben wir die ehrgeizige African Renewable Energy Initiative (AREI) gestartet. Dabei sollen 300 Gigawatt (GW) Strom bis zum Jahr 2030 für den Kontinent generiert werden. Damit kommen wir unseren Zielen näher. Afrika kann, 137 Jahre nachdem die Glühbirne erfunden wurde, nicht länger im Dunkeln bleiben.

Viele junge Afrikaner machen sich auf den gefährlichen Weg durch die Sahara und über das Mittelmeer nach Europa in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Wie gehen Sie dieses Problem an?

Dieses Migrationsproblem ist vor allem ein afrikanisches Problem, und die afrikanischen Regierungen und Institutionen wie die AfDB müssen mutige Schritte tun, um es in den Griff zu bekommen. Wir dürfen keine Mühen scheuen. Die internationale Gemeinschaft spielt eine Rolle, aber Afrika muss die Führung übernehmen. Die Industrialisierung Afrikas wird entscheidend sein, damit afrikanische Unternehmen entstehen, Kompetenzen aufgebaut und neue Möglichkeiten geschaffen werden. Es gibt keinen Königsweg, aber Industrialisierung ist sicherlich ein wichtiger Schritt hin zur Bewältigung des Abwanderungsproblems in Afrika. Wir müssen dafür sorgen, dass unsere jungen Leute für die Jobs vorbereitet sind, die die Industrialisierung mit sich bringt. Statt unter hohem Risiko nach Europa auszuwandern, muss die afrikanische Jugend in Afrika beschäftigt und von der afrikanischen Industrie bezahlt werden. Gemeinsam mit der Afrikanischen Union

und der UN-Wirtschaftskommission für Afrika planen wir gerade eine Initiative zur Beschäftigung junger Menschen in Afrika. Das wird enorm viel verändern und vor allem jungen Menschen und Frauen im ländlichen Raum zu Jobs verhelfen. Andererseits kann Migration auch helfen, das Gleichgewicht auf dem globalen Arbeitsmarkt wiederherzustellen. Über Migranten, vor allem über ausgebildete, sollte man nicht die Nase rümpfen.

Bisher neigen afrikanische Länder noch immer dazu, Rohstoffe zu exportieren. Was kann – und sollte – die AfDB tun, um Diversifizierung zu fördern?

Die überwältigende Mehrheit der afrikanischen Volkswirtschaften hängt tatsächlich immer noch von Rohstoffen ab – ohne die Produktion zu diversifizieren. Zum Beispiel machen in 41 Ländern Afrikas Rohstoffe durchschnittlich rund 60 Prozent der Warenexporte aus. Das macht sie sehr anfällig für Schockereignisse von außen wie den aktuellen Rückgang der Rohstoffpreise, der die Länder hart getroffen hat. Deren Steuereinnahmen gingen dramatisch zurück und in den meisten Ländern kam es zu einer raschen Abwertung der Wechselkurse. Um widerstandsfähiger zu werden und nachhaltiges und langfristiges Wirtschaftswachstum zu erreichen, müssen die afrikanischen Länder wirtschaftliche Diversifizierung fördern. Im Jahr 2015 genehmigte die AfDB zu diesem Zweck Darlehen und Zuschüsse in Höhe von 6,3 Milliarden Dollar.

Afrikanische Volkswirtschaften sind tendenziell auf den Export nach Europa, Asien und Nordamerika ausgerichtet, haben dabei aber wenig Austausch mit den Nachbarländern. Welchen Stellenwert hat dieses Thema auf Ihrer Agenda?

Regionale Integration zählt zu den Top-Prioritäten der Bank. Das Ziel ist es, größere, attraktive Märkte zu schaffen und den innerafrikanischen Handel zu fördern, damit sich der Kontinent entwickeln kann. Jüngste Schätzungen zeigen,

dass der intraregionale Handel lediglich 12 Prozent aller afrikanischen Exporte ausmacht. 52 Prozent der Exporte hingegen gehen nach Asien, 26 Prozent nach Lateinamerika. Regionale Integration könnte den afrikanischen Ländern helfen, Ersparnisse durch Produktionsvergrößerung zu erreichen, wirtschaftlicher zu werden und die hohen Geschäftskosten auf dem Kontinent zu senken. Allein im Jahr 2015 belief sich die Unterstützung der Bank für die regionale Integration auf 2,1 Milliarden Dollar – das sind 33,3 Prozent mehr als 2014. Zu den von der AfDB unterstützten Projekten gehörte das Kenia-Tansania Stromverbundprojekt, das tansanische Transportsektor-Programm und das Projekt zur Sanierung der Chinsali-Nakonde-Straße in Sambia.

Internationalen Finanzinstitutionen wie der Weltbank, der Asiatischen Entwicklungsbank oder dem Internationalen Währungsfonds wird oft vorgeworfen, zu geberorientiert zu sein, wohingegen die Entwicklungsländer wenig zu sagen haben. Wie sichert die AfDB Afrikas Ownership?

Der Erklärung von Paris über die Wirksamkeit der Hilfe und dem Aktionsplan von Accra folgend hat sich die Bank kontinuierlich darum bemüht, ihre Ownership zu wahren. Die Bank ermutigt Regierungen der regionalen Mitgliedsländer dazu, Führung in ihren politischen Prozessen zu übernehmen und sich zudem mit ihren Bürgern und über die Parlamente stärker einzubringen. Die Bank unterhält über politischen Dialog, Beratung, regelmäßige Projektüberwachung und Außenstellen sehr enge Beziehungen zu ihren 54 afrikanischen Mitgliedsländern. Diese sind die wirklichen Eigentümer. Mehr als zwei Drittel der Aktionäre sind Afrikaner, es gibt nur 26 nichtafrikanische Mitgliedsländer. Laut Gründungsabkommen der Afrikanischen Entwicklungsbank muss der Präsident – der zugleich Vorstandsvorsitzender ist – Afrikaner sein.

Geberländer wollen, dass die afrikanischen Länder mehr von ihren eigenen Ressourcen für die Entwicklung nutzen. Wie sehen Sie das?

Afrika nutzt gewiss nicht alle vorhandenen Möglichkeiten, die für die strukturelle Transformation nötig sind. Potenzielle Ressourcen bringen aber nichts – wir müssen sie in tatsächliche Ressourcen umwandeln. Die AfDB möchte afrikanische Führer zum Umdenken bringen. Wir müssen den privaten Kapitalmarkt



Die Zukunft Afrikas hängt von Jobs für die junge Generation ab: Straßenverkäufer in Nairobi.

in Schwung bringen, mehr Ressourcen und Steuern mobilisieren, das Potenzial der Landwirtschaft erschließen und den Bauern helfen, von Subsistenzwirtschaft auf kommerzielle Landwirtschaft umzuschwenken. Wir müssen in die Fähigkeiten und den Unternehmergeist junger Menschen investieren. Mit anderen Worten: Wir müssen natürlichen Reichtum nutzen, um physischen und finanziellen Reichtum zu schaffen.

Eine Grundbedingung für wirtschaftliche Entwicklung ist ein stabiler Staat. Wie hilft die AfDB, Staatlichkeit und gute Regierungsführung zu stärken?

Schlechte Regierungsführung und mangelnde öffentliche Rechenschaftspflicht gehörten schon immer zu den größten Hürden des afrikanischen Strukturwandels. Korruption ist eines der offensichtlichsten Zeichen schlechter Regierungsführung; sie kostet Afrika rund 150 Milliarden Dollar pro Jahr. Dies ist ein Aderlass ohnehin knapper Ressourcen, der die Afrikaner um gute Lebensbedingungen bringt. Für Entwicklung benötigte Einkünfte gehen verloren. Die AfDB nimmt die Themen Governance und Rechenschaftspflicht sehr ernst, vor allem in fragilen Staaten – und das nicht nur, weil diese mehr als 200 Millionen Afrikaner beheimaten, sondern weil auch deren Nachbarländer in Mitleidenschaft gezogen werden könnten. Der Bank liegt sehr viel an Transparenz in Ressourcennutzung und Verwaltung, Governance

im öffentlichen Sektor und Rechtsstaatlichkeit sowie daran, institutionelle Kompetenzen und Rahmenbedingungen für Investitionen aufzubauen.

Sie sind ehemaliger Landwirtschaftsminister von Nigeria und Entwicklungsökonom. Ihre Vorgänger waren meist Finanzminister und Zentralbanker. Haben Sie einen anderen Blick auf die Dinge?

Nun, Aufgabe der Bank ist es nicht nur, Projekte und Programme zu finanzieren, sondern auch den Prozess der afrikanischen Transformation zu vertiefen und auszuweiten. Das geschieht vor allem, indem sichergestellt wird, dass Wachstum geteilt und nicht isoliert wird – und zwar für alle afrikanischen Bürger und Länder, nicht nur für einzelne. Afrika muss einen breiten und ganzheitlichen Ansatz wählen, um seine Probleme zu lösen. Finanzierung ist ein Thema, Planung ein weiteres, am heikelsten ist aber wahrscheinlich die Umsetzung. Ich glaube, ich kann einen Beitrag dazu leisten. Und ich bin glücklich, Ihnen sagen zu können, dass es viele engagierte Männer und Frauen an meiner Seite gibt, die mit großer Leidenschaft zur Entwicklung Afrikas beitragen wollen. ←

Akinwumi Adesina

ist Präsident der multilateralen Afrikanischen Entwicklungsbank.



<http://www.afdb.org>

Analoge Grenzen digitaler Wirtschaft

Der digitale Wandel schafft neue Chancen. Um sie zu nutzen, ist mehr nötig als Hard- und Software. Breitenwirksame Entwicklung kann nur gelingen, wenn auch andere Dinge angegangen werden. Zwei aktuelle Publikationen erläutern, weshalb.

Von **Hans Dembowski**

➔ Kentaro Toyama hat als Computerexperte erlebt, was Sozialwissenschaftler schon lange wissen: Es ist leicht, einzelne Maßnahmen zu implementieren, aber sehr schwer, dauerhaften, systemischen Wandel herbeizuführen. Ein Brunnen ist schnell gebohrt, aber es gelingt dann oft nicht, ein Dorf dazu zu bringen, ihn in Schuss zu halten und über die Jahre das Wasser effizient zu nutzen. Auf ähnliche Weise reicht es nicht, ein Computersystem oder eine Smartphone-App einzurichten, um echten Wandel zu bewirken. Die eigentliche Aufgabe ist es, Menschen in ihrem Alltag davon zu überzeugen, die neuen Möglichkeiten zu nutzen.

Toyama lehrt an der University of Michigan. Sein Buch (2015) beruht auf den Erfahrungen, die er als Microsoft-Angestellter in Indien sammelte, wo er mit digitaler Technik Entwicklung voranbringen sollte. Sein Urteil lautete, dass Hard- und Software wichtig, aber nicht ausreichend seien. Ebenso sehr komme es an auf:

- das Engagement und die ortsspezifische Kompetenz der Durchführungsorganisation sowie
- die aktive Partizipation der Zielgruppen.

Wer innovativ arbeiten wolle, müsse nicht nur die Technik verstehen, sondern diese auch in einen komplexen sozialen Kontext einbetten. Und selbst dann hänge der Erfolg von der Akzeptanz der Nutzer ab.

Toyama schreibt, zu oft folgten Technologie-Enthusiasten Prinzipien, die er als „Tech-Gebote“ verspottet. Drei Beispiele dieser Gebote sind:

- Messen ist wichtiger als Bedeutung: Schätze nur wert, was du zählen kannst.

- Ziele sind wichtiger als Ursachen: Konzentriere dich nur auf dein Ziel, um Erfolg zu haben.

- Innovation ist wichtiger als Bewährtes: Tu nichts, was nicht schon getan wird, und gib ihm zumindest ein neues Label.

Dass diese Gebote wie **BWL-Slogans** klingen, ist natürlich kein Zufall. Dass sie in die Irre führen, überrascht auch nicht. Für benachteiligte Gemeinschaften dauerhaften Fortschritt herbeizuführen ist nun mal schwieriger, als auf einem hochentwickelten Markt ein neues Produkt einzuführen.

Toyama betont, alle Parteien müssten mit „Herz, Verstand und Willen“ dabei sein. Empathie, Intelligenz und Entschlossenheit seien wichtig. Der Computerfachmann ärgert sich über ökonomische Modelle, die Menschen letztlich nur als nutzenmaximierende Roboter sehen. Toyama zufolge wollen reife Menschen die Welt verbessern, weil Geldverdien kein Sinn stiftet. Die Politik sollte sich weniger darum kümmern, dass die Wirtschaft wächst, sondern mehr darum, dass Menschen sich voll entfalten.

Das ist eine interessante Perspektive, scheint aber politisch etwas naiv. Geld ist schließlich ein Maßstab für sehr viele, wenn auch nicht alle wichtigen Dinge. Es wäre auch unmöglich, alle Menschen so reich wie Bill Gates zu machen, damit sie sich philanthropisch orientieren.

Entwicklungsökonomien und -soziologen sagen seit langem, es gebe keine Blaupausen. Die Stärke von Toyamas Buch ist, dass er diese Einsicht überzeugend aus der ungewohnten Perspektive des Computerexperten gewinnt.

Digitale Dividenden

Der aktuelle World Development Report (WDR) der Weltbank kommt mit sehr viel technokratischerer Sprache zu einer ähnlichen Botschaft: Das analoge Fundament muss stimmen, um den digitalen Fortschritt optimal zu nutzen. Die Autoren schreiben, die digitalen Möglichkeiten müssten zugänglich, erschwinglich, offen und sicher sein. Die digitale Ökonomie brauche zudem:

- stimmige Regeln,
- korrekte, solide und ehrliche Aufsicht sowie
- eine breite Basis von Wissen und Fähigkeiten.

Länder, die sich den Herausforderungen richtig stellen, können laut WDR die digitale Revolution beschleunigen und dabei Vorteile für alle erringen. Die Autoren weisen aber darauf hin, dass der digitale Graben innerhalb von Ländern so tief sein kann wie zwischen Ländern. 2015 hatten nur 3,2 Milliarden Menschen Zugang zum Internet – weniger als die Hälfte der Weltbevölkerung.

Die Autoren warnen dabei vor wachsender Ungleichheit. Wer nicht die nötigen Qualifikationen habe, werde zurückbleiben. Es reiche nicht, den Zugang zu Internet und Mobilfunk auszuweiten. Nötig sind aus Sicht des Weltbankteams darüber hinaus:

- Rahmenbedingungen, in denen junge Unternehmen gedeihen und Arbeitsplätze schaffen,
- schulische und berufliche Bildung, um Leute beschäftigungsfähig zu machen, sowie
- Behörden und Dienstleister, die verantwortungsbewusst agieren.

Der WDR bietet eine Fülle von Informationen mit der richtigen Stoßrichtung. Dennoch wirkt die Studie stellenweise oberflächlich. So betont etwa die Einleitung, dass Offenheit für den Erfolg einer digitalen Ökonomie wesentlich ist – geht dann aber nicht darauf ein, dass es in China einige der größten Internetunter-



Ton Koene/Linear

Ladestation für Handys in der Zentralafrikanischen Republik.

nehmen der Welt gibt, die unter anderem deshalb sehr schnell wachsen konnten, weil globale Riesen wie Google und Facebook in der Volksrepublik eben nicht frei zugänglich sind.

Die Autoren fordern zu Recht, dass Staaten Auskunfts- und Rechenschaftspflichten erfüllen müssen. Aber wem genau gegenüber, bleibt zu vage. Jede Regierung – ob demokratisch legitimiert oder nicht – weiß, was die wirtschaftliche Elite in ihrem Land will. Aber welche Regierung interessiert sich wirklich für die ärmsten 20 Prozent? Und wenn doch, wer spricht dann für diese Bevölkerungsgruppe?

Das Weltbank-Dokument macht sinnvolle Hinweise auf Bildung und Inklusion,

aber seine technokratische Sprache verdeckt die Interessenkonflikte zwischen Privilegierten und Benachteiligten, die es in jeder Gesellschaft gibt. Die Autoren ergreifen entsprechend auch nicht Partei. Sie könnten das auch kaum, denn die Weltbank ist eine multilaterale Institution, die sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Regierungen, denen sie gehört, einmischen soll.

Folglich scheut der WDR auch vor Interessenkonflikten zwischen reichen und armen Ländern zurück. Er diskutiert die Vor- und Nachteile von Open-Source-Software nicht auf prominente Weise. Mächtige Konzerne aus fortgeschrittenen Volkswirtschaften wollen nun mal von ihren intellektuellen Eigentumsrechten profitieren.

Behörden und Unternehmen in Entwicklungsländern wären aber vermutlich mit Programmen, die billiger sind und die sie komplett durchschauen, besser bedient.

Was Netzneutralität angeht, bleiben die Weltbankexperten wachsw weich. Einerseits müssten knappe Ressourcen ökonomisch genutzt werden, heißt es, andererseits müsse freie Rede gesichert werden. Der WDR äußert sich nicht dazu, dass kleine zivilgesellschaftliche Organisationen und Nischenmedien vermutlich gar nicht auf den Schirm kommen, wenn Internetprovider die Inhalte zahlungskräftiger Anbieter bevorzugt durchleiten.

Die Weltbank tut so, als stünde sie über den Dingen. Sie ist aber nicht wirklich unabhängig. Deshalb legt sie sich in solchen Fragen nicht eindeutig dahingehend fest, was denn nun Entwicklung bremst oder hemmt. Das schränkt den intellektuellen Wert ihrer Analyse ein. Da der WDR aber viele sinnvolle Beispiele und Ideen enthält, ist ihm dennoch breite Wirkung zu wünschen.

Referenzen

- Toyama, K., 2015:** Geek Heresy – Rescuing social change from the cult of technology. New York: Public Affairs.
- Weltbank, 2016:** Digital dividends – World Development Report 2016. Washington: World Bank.
<http://www.worldbank.org/en/publication/wdr2016>

Menschenrechte

„Wie Schuldknechtschaft“

Bangladesch macht Fortschritte, ist aber noch immer eines der am geringsten entwickelten Länder. Millionen Menschen sind ausgewandert, um im Ausland zu arbeiten. Einige von ihnen erreichen Wohlstand, aber viele werden unter Missachtung ihrer Rechte ausgebeutet. Juraprofessor Ridwanul Hoque hat die Lage im Gespräch mit Hans Dembowski erörtert.

Interview mit Ridwanul Hoque

Weshalb ist Migration für Bangladesch ein wichtiges Thema?

Arbeitsmigration aus Bangladesch begann offiziell 1976 mit Saudi-Arabien und anderen Nahost-Staaten als Ziel ländern – und inoffiziell sicherlich schon früher. Die Zahl schwoll schnell an, und die Migranten sind mittlerweile nach

Landwirtschaft und Textilindustrie die dritte Säule der Volkswirtschaft. 2015 überwiesen Migrantinnen 15 Milliarden Dollar in die Heimat. Das war 13-mal mehr, als an ausländischen Investitionen ins Land kam. In den vergangenen 40 Jahren sind rund 10 Millionen Bangladeschis in 160 Länder gezogen – als Fachkräfte, an-

und ungelernete Arbeitnehmer. Einige sind auch akademisch gebildet. Etwa 80 Prozent sind in arabische Länder gegangen, 15 Prozent nach Südost- und Ostasien und fünf Prozent in die EU, Nordamerika und andere Weltgegenden. Das besagt zumindest die offizielle Statistik. Sie zeigt die Trends an, obwohl die Realität wegen Dunkelziffern etwas anders aussehen kann.

Sind es Männer oder Frauen, die ins Ausland gehen?

Den offiziellen Daten zufolge betrug der Frauenanteil bis 2004 nur ein Prozent, aber das hat sich geändert. 2015 waren 20 Prozent der Migrantinnen Frauen. Sie arbeiten vor allem als Haushaltshilfen. Manche arbeiten aber auch als Kran-

kenschwestern oder in der Textilindustrie.

Was treibt die Migration an?

Es gibt Push- und Pull-Faktoren. Armut und Arbeitslosigkeit treiben die Leute ins Ausland. Bangladesch ist ein Land mit 160 Millionen Menschen. Die Wirtschaft ist in den vergangenen Jahren im Schnitt um sechs Prozent gewachsen. Wir kommen also definitiv voran – aber nicht schnell genug. Das Land ist immer noch sehr arm. Nach dem Befreiungs-

ren Weltgegenden. Das hat damit zu tun, dass arabische Länder zumeist autoritäre Regierungen haben, die Rechtsstaatlichkeit missachten. Arbeitsmigranten sind dort de facto rechtlos.

Was bedeutet das?

Es ist leicht, Missbrauch mit ihnen zu betreiben. Sie wollen ins Ausland, aber sie haben keine gut ausgehandelten Verträge. Manchmal bekommen sie keine Arbeit in den Branchen, die ihnen in Aussicht gestellt werden – oder sie

Irreguläre Migration ist also kein Problem?

Nein, das wollte ich damit nicht sagen. Viele Bangladeschis sind Migranten ohne Papiere, also irregulär, obwohl es formale Wege der Migration gibt, die auch kontrolliert werden. Ich finde drei Formen von Migration aus Bangladesch wichtig, die nicht mit den Gesetzen übereinstimmen.

- Einige von den Schleppern, die Arbeitnehmern Jobs im Ausland versprechen, arbeiten mit betrügerischen Methoden, sodass viele Menschen im Nahen Osten mannigfaltige Ausbeutung erleiden, wie ich eben schon erläutert habe.

- Die Gegend entlang der indischen Grenze sind sehr arm, und Menschen dort überqueren in der Hoffnung auf saisonale Arbeit in Indien gesetzwidrig die Grenze. Die indischen Behörden dramatisieren die Angelegenheit oft auf übertriebene Weise, und in Bangladesch wird sie dagegen zu wenig ernst genommen.

- Das wichtigste Thema ist aber der gefährliche Trend der gesetzwidrigen Ausreise. Eine große Zahl von Migranten versucht auf dem Seeweg nach Malaysia zu kommen, um dort Arbeit zu finden. Viele sind im Meer umgekommen, und die anderen werden als Sklaven missbraucht oder landen in den Gefängnissen von Malaysia, Indonesien oder Thailand. Das Schlepperwesen ist ein kriminelles und ausbeuterisches System. Diese Art von Menschenhandel und Sklaverei ist völlig inakzeptabel. Rohingya-Flüchtlinge aus Myanmar sind davon auch betroffen. Sie sind Moslems und sprechen eine ähnliche Sprache wie Bengali, und viele kommen aus Myanmar zunächst nach Bangladesch. Wie ich neulich schon im E+Z/D+C e-Paper ausgeführt habe, müssen asiatische Länder kooperieren, um dieses Problem zu lösen. (E+Z/D+C e-Paper 2016/04, Seite 43).

Dass ich den Begriff „illegale“ Migration meide, liegt daran, dass die Migranten meist die Opfer von Verbrechen und Gewalt sind, aber nicht die Täter. Es ist sicherlich nicht hilfreich, Formulierungen zu verwenden, die ihre Schuld nahelegen.

Ridwanul Hoque



Ist Juraprofessor an der Universität Dhaka und derzeit visiting scholar an der La-Trobe-Universität in Melbourne.

ridwandulaw@gmail.com



Abir Abdullah/picture-alliance/dpa

Die einzige Hoffnung: Als Saudi-Arabien die Anwerbung von 10 000 Arbeitskräften ankündigte, kletterten junge Männer in Dhaka über den Zaun des Expatriate Welfare and Overseas Employment Ministry, um sich in die Bewerberliste einzutragen.

krieg von 1971 war es so arm, dass Politiker in Washington es herablassend als „hoffnungslosen Fall“ bezeichneten. Das sagt dort niemand mehr. Für junge Bangladeschis ist es aber oft schwer, Arbeit zu finden, und zwar besonders, wenn sie gut gebildet sind. Viele möchten aus Verzweiflung unbedingt im Ausland arbeiten – und zu den Pull-Faktoren gehört dann, dass es dort tatsächlich Jobchancen gibt. In reicheren Ländern stützen sich diverse Wirtschaftszweige auf Migranten. Relevant ist auch, dass manche Bangladeschis tatsächlich im Ausland zu Wohlstand kommen, und diese Leute werden dann zu Vorbildern. Manchmal schicken auch bessergestellte Familien ihre jungen Leute wegen der Bildung ins Ausland oder damit sie sich nicht in Kriminalität oder destruktiven politischen Radikalismus verstricken. Generell treiben aber derzeit religiöse und politische Motive die Migration aus Bangladesch nicht an.

Was für Erfahrungen machen Bangladeschis denn im Ausland?

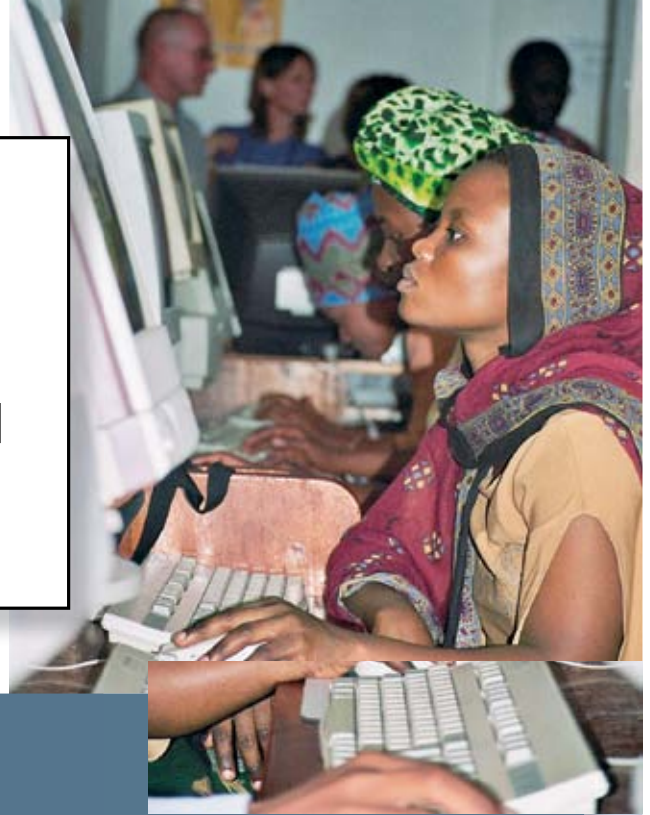
Oft sind es keine glücklichen Erfahrungen – und das gilt besonders im Nahen Osten. Dort sind den Berichten zufolge Ausbeutung und Unrecht schlimmer als in ande-

werden schlechter bezahlt, als anfangs vereinbart wurde. In manchen arabischen Ländern herrscht das Kafala-System. Das bedeutet, dass die Migranten ganz von ihrem Arbeitgeber abhängen und den Arbeitsplatz nicht wechseln können. Sie bekommen auch ohne die Unterstützung des Arbeitgebers die Dokumente für die Einreise nicht. Kafala läuft auf so etwas Ähnliches wie Schuldknechtschaft hinaus. Haushaltshilfen aus Bangladesch leiden besonders, weil sie meist im Haus des Arbeitgebers wohnen, keine Freizeit haben und manchmal auch sexuell missbraucht werden. In den meisten Zielländern schützt das Arbeitsrecht die Menschenrechte der Migranten nicht und die Behörden kümmern sich auch nicht auf angemessene Weise um diese Dinge.

In welchem Maß ist Migration aus Bangladesch illegal?

Die Migration ist ganz überwiegend legal, aber ich möchte gleich sagen, dass ich lieber von „irregulärer“ als von „illegaler“ Migration spreche. Ich finde, Menschen dürfen nicht kriminalisiert werden, wenn sie nichts weiter falsch machen, als nicht alle Formalitäten korrekt zu erfüllen. Leider geschieht das aber in Bangladesch und vielen anderen Ländern.

Besuchen Sie
unsere Website
unter www.EundZ.eu



www.eundz.eu

E+Z ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT

[Startseite](#) [Newsletter](#) [E+Z abonnieren](#) [Über uns](#) [Impressum](#) [English](#)

Ein Jahr täglich neue Beiträge

DOSSIERS THEMENFELDER WELTREGIONEN RUBRIKEN AUTOREN ARCHIV BLOG

Suche

SOCIAL MEDIA

Keeping a check on politicians



UNVERZICHTBARE BILDUNG
Weiter



Aktuelle Blog-Beiträge

- Vacations in times of terror
- USA should evaluate all government spending, not just ODA

Folgen Sie uns

Tunesien nicht allein lassen

Terrorismus bedroht die einzige Demokratie, die aus dem arabischen Frühling hervorgegangen ist. Tunesische Sicherheitskräfte haben im März den Versuch von ISIS unterbunden, die Stadt Ben Gardane zu erobern. Dennoch braucht das Land mehr Unterstützung von der internationalen Gemeinschaft und besonders der EU.

Von Tawfik Jelassi

➔ Für Tunesien war 2015 ein blutiges Jahr. Es gab Angriffe auf das Bardo Museum im März, auf ein großes Hotel in Sousse im Juni und die Präsidentialgarde in Tunis im November. 2016 hat die Terrormiliz ISIS dann gleich versucht, den Ort Ben Gardane nahe der libyschen Grenze einzunehmen. Das ist sehr beunruhigend. So etwas gab es noch nie.

Zum Glück behielten die Sicherheitskräfte die Oberhand und konnten die Stadt verteidigen. Etwa 50 Terroristen wurden getötet. Es verunsichert aber, dass die Angreifer offensichtlich tunesische Unterstützung hatten und alle, soweit sie bislang identifiziert werden konnten, selbst Tunesier waren. Das wirft ernste Fragen auf. Möglicherweise gibt es weitere Schläferzellen im Land.

Die Angreifer kamen aus Libyen. Die Gewalt, die unser Nachbarland erschüttert, destabilisiert auch unseres. Die Probleme machen nicht an nationalen Grenzen halt und betreffen die gesamte Staatengemeinschaft. Tunesiens im Entstehen begriffene Demokratie ist ein Lichtblick in der arabischen Welt. Das Land verdient mehr Aufmerksamkeit und Unterstützung. Tunesien ist nicht ausreichend gerüstet. Der Staat braucht unter anderem hochentwickelte Angriffshubschrauber und Nachtsicht-Ausrüstung, um militante Gruppen zurückzuschlagen. Hilfreich wäre auch der internationale Austausch von Geheimdienstinformationen.

Sicherheit beruht aber nicht nur auf Militär. Es kommt auch auf die soziale und ökonomische Lage an. Die wirtschaftliche Rückständigkeit einiger Regionen ist ein riesiges Problem. Dort müssen Chancen und Arbeit entstehen – besonders für die

Jugend. Infrastruktur und Wirtschaftszweige müssen entwickelt werden. Ohne entschiedenes Handeln und ausländische Investitionen wird die Arbeitslosigkeit wachsen, die Kaufkraft kleiner werden und soziale Spannungen zunehmen.



In einigen abgelegenen Gegenden tut der Staat zu wenig, und Extremisten nutzen die verbreitete Verzweiflung aus. Sie rekrutieren mit Geld und dem Versprechen eines „besseren Lebens“ junge Männer. Sie arbeiten mit Gehirnwäsche, und manche Kämpfer glauben, es gehe um ein „nobles Ziel“ und den „wahren Islam“. Diese Jugendliche sind die Minderheit – aber eine sehr gefährliche Minderheit.

Die meisten Tunesier sehen ihr Land auf dem richtigen Weg. Sie befürworten Demokratie und freuen sich über größere Freiheit als je zuvor. Bislang geht das aber nicht mit wirtschaftlichem Wohlstand einher. Dass ist ein Problem. Wir dürfen nicht vergessen, dass Arbeitslosigkeit und ökonomisches Leid zur Revolution von 2011 geführt haben.

Demokratischer Wandel erfordert immer Zeit. Menschen denken nicht über Nacht um. Tunesier wollen in ihrem All-

tag Fortschritt erleben und sind leere Versprechen leid. Wir brauchen zielgerichtete, langfristige Politik. Die Regierung muss einige dringenden Reformen zügig angehen. Aber um den Herausforderungen gerecht werden zu können, braucht – und verdient – sie internationale Unterstützung.

Beim G8-Gipfel 2011 wurden mehrere Milliarden Dollar für Tunesien zugesagt, aber das Geld ist nicht geflossen. Tunesiens Probleme sind bekannt, aber unsere westlichen Verbündeten tun bisher wenig. Sie sollten einen Marshall-Plan für Tunesien auflegen. Bis zum nächsten Terror-

Die meisten Tunesier befürworten Demokratie: Unterstützer einer neuen politischen Partei im März 2016.

anschlag wird unsere Land trotz seiner engen Beziehungen zu Europa oft wieder vergessen.

Tunesien ist der letzte Hoffnungsträger des arabischen Frühlings von 2011 und die letzte Bastion gegen den Terrorismus in Nordafrika. Sollte Tunesien scheitern (Gott behüte!), wird Europa noch größere Probleme bekommen als jetzt. Es ist höchste Zeit, dass die internationale Gemeinschaft Tunesien hilft, seine Wirtschafts- und Sicherheitsprobleme zu lösen. Hilfe für Tunesien ist letztlich Selbsthilfe. Wir brauchen Taten statt Worten. ←

Tawfik Jelassi



ist Professor an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät IMD in Lausanne. Von 2014 bis 2015 war er der Minister für höhere Bildung, wissenschaftliche Forschung und Informations- und Kommunikationstechnik der tunesischen

Übergangsregierung.

tawfik.jelassi@imd.org

Debatte

Vorbildfunktion verloren

Südafrika war lange das wirtschaftliche und politische Vorbild der gesamten Region. Doch seit Präsident Jacob Zuma Ende vergangenen Jahres seinen Finanzminister Nhlanhla Nene feuerte, geht es mit dem Land bergab – und zugleich schwindet das Vertrauen seiner Nachbarn in Südafrikas Demokratie.

Von Jennifer Dube

➔ Südafrika war unser Maßstab. Wann immer es im südlichen Afrika um Regierungsführung ging, hieß es „schaut euch Südafrika an“. Bis Präsident Zuma im Dezember 2015 Finanzminister Nene entließ. Plötzlich war der Staats- und Regierungschef in großen Schwierigkeiten: in seiner Partei, in der Regierung und auch zu Hause. Es gab Probleme mit der Währung, Probleme für das Land und Probleme für die ganze Region.

Offensichtlich hatte Zuma die Folgen der Entlassung Nenes unterschätzt. Südafrikas Währung Rand stürzte innerhalb weniger Stunden in beispiellosem Maße ab. Das wirkte sich schnell auch auf Namibia, Lesotho und Swasiland aus – die Wirtschaft dieser Länder hängt vom Rand ab. Gleichzeitig brach Sambias Währung ein. Südafrika ist der größte Investor in der Region. Wenn seine Wirtschaft strauchelt, hat das weitreichende Folgen.

Als Nächstes wurde Zuma vorgeworfen, sich von der einflussreichen Gupta-Familie instrumentalisieren zu lassen. Sie ist mit der Präsidentenfamilie in Geschäftspartnerschaften verbunden, unter anderem mit Zumas Sohn Duduzane Zuma. Am 15. März 2016 erklärte Vytjie Mentor, eine Parlamentsabgeordnete von Zumas regierendem African National Congress (ANC), Mitglieder der Gupta-Familie hätten ihr einen Ministeriumsposten angeboten.

Einen Tag darauf behauptete der stellvertretende Finanzminister Mcebisi Jonas, ihm sei von Mitgliedern der Gupta-Familie der Posten des Finanzministers angeboten worden. Er habe das Angebot aber abgelehnt, da es die hart erkämpfte Demokratie des Landes verhöhne und das Vertrauen der Menschen missbrauche. Schließlich könne einzig und allein der Präsident Minister ernennen.

Innerhalb von drei Wochen machten sich diese unerhörten Anschuldigen in Zumas Umfeld bemerkbar. Anfang April musste Duduzane Zuma als Direktor des Gupta-Unternehmens Oakbay zurücktreten. Zudem gibt es Hinweise darauf, dass der Skandal auch Zumas Exfrau Nkosazana Dlamini-Zuma schaden könnte. Sie ist Vorsitzende der Kommission der Afrikanischen Union (AU) und galt bis vor kurzem als einer der beiden aussichtsreichsten Kandidaten für Zumas Nachfolge im Präsidentenamt. Nun erscheinen ihre Chancen deutlich kleiner. Dlamini-Zuma hat angekündigt, nicht für eine

stützung aus – und erschütterte das Vertrauen der Menschen in den Präsidenten und seine Partei.

Ende März tauchten neue Beweise dafür auf, dass Steuergelder in den Bau von Zumas mondäner Privatresidenz in Nkandla geflossen waren. Bisher hatten Zuma und der ANC diese Vorwürfe abgestritten. Diesmal hielten sie sich jedoch bedeckt. Das Verfassungsgericht erklärte Zumas Weigerung, die Gelder zurückzuzahlen, für unrechtmäßig. Dem Urteil zufolge muss der Präsident selbst für die Kosten mehrerer Bauten auf seinem Anwesen aufkommen, darunter ein Besucherzentrum, ein Amphitheater, ein Rinderpferch, ein Hühnergehege und ein Swimmingpool.

Zuma hat uns enttäuscht. Seinetwegen haben wir unser Vorbild für gute Regierungsführung verloren. Jetzt bleiben nur Fragen: Ist Südafrika gar nicht so demo-



Anhänger der Oppositionspartei Democratic Alliance demonstrierten am 15. April in Johannesburg für den Rücktritt von Präsident Jacob Zuma.

weitere Amtszeit auf dem AU-Posten zur Verfügung zu stehen. Das könnte darauf hindeuten, dass sie um Zumas Nachfolge kämpfen will. Der andere aussichtsreiche Kandidat ist Cyril Ramaphosa, Zumas Stellvertreter in Partei und Regierung. Viele Beobachter hatten erwartet, dass der ANC Zuma – wie 2008 seinen Vorgänger Thabo Mbeki – absetzt. Stattdessen sprach der Parteivorstand dem Chef bei seinem Treffen am 19. und 20. März seine Unter-

kratisch, wie wir immer dachten? Und hat der ANC genauso Korruption unterstützt wie all die anderen Regierungsparteien in der Region? ←

Jennifer Dube



ist Journalistin aus Simbabwe.

jdube2008@gmail.com

Verrat an Indiens Demokratie

Was Nationalismus in Indien bedeutet, wird derzeit umdefiniert. Bislang wurden alle Religionen und Kulturen eingeschlossen, aber jetzt soll nur noch die fundamentalistische Weltansicht der rechten Regierungspartei BJP (Bharatiya Janata Party) gelten. Sie ist der politische Arm der Hindu-chauvinistischen Organisation Rashtriya Swayamsevak Sangh (RSS).

Von Aditi Roy Ghatak

➔ 1948 tötete das RSS-Mitglied Nathu Ram Godse Mahatma Gandhi. Der Mörder gilt manchen heute als Idol, und säkular-liberal denkende Inder werden als unpatriotisch beschimpft. Viele Inder finden das schrecklich. Andere – besonders in den höheren Kasten – sind begeistert.

Durchschnitts-Inder haben ernste wirtschaftliche Sorgen. Die Arbeitslosigkeit wächst, und der ländliche Raum leidet unter jahrelanger Dürre. Überschuldete Bauern bringen sich um. An den Universitäten tobt Protest auf, weil die Hindu-Chauvinisten Dekane berufen, die akademisch nichts bieten, weil sich Wahlversprechen als Lügen entpuppen und weil die Rechte der benachteiligten Kasten (der Dalits) missachtet werden.

Die Machthaber schränken den kreativen Ausdruck von Autoren und Filmemachern ein, die ihrem rechten Weltbild nicht entsprechen. Repression ist aus ihrer Sicht der Kern „guter“ Amtsführung. Im mehrsprachigen, multikulturellen und religiös vielfältigen Indien propagieren sie einen Nationalismus „einer Sprache, eines Glaubens und einer Kultur“. Zugleich wird das föderale Wesen der Verfassung ausgehöhlt, weil die BJP mit rechtlichen und administrativen Tricks Landesregierungen, die nicht ihrer Linien folgen, beseitigt.

Alle Freiheiten lassen ich aber nicht unterdrücken. Die Justiz ist unabhängig, und viele Richter halten demokratische und säkulare Prinzipien hoch. In fünf Bundesstaaten wird gewählt, und voraussichtlich werden 170 Millionen Wähler die BJP schlecht aussehen lassen. Zeitungen können noch entscheiden, ob sie die Regierung unterstützen oder nicht. In den sozialen Medien wird heiß pro und contra Regierung diskutiert.

Derweil greifen Beamte zunehmend zu direkter und indirekter Repression. Zu den vielen prominenten Beispielen gehören unter anderem:

- Teesta Setalvad, eine zivilgesellschaftliche Aktivistin, die sich für die Opfer des antiislamischen Pogroms von 2002 in Gujarat einsetzt, wurde gesellschaftlich, politisch und juristisch bedrängt. 2002 war Narendra Modi, der heutige Premierminister, übrigens Ministerpräsident von Gujarat.
- Priya Pillai, ein Führungsmitglied von Greenpeace, wurde von einer London-Reise abgehalten. Dort wollte sie darüber berichten, wie im Bundesstaat Madhya Pradesh im Zuge eines Minenprojekts die Rechte von Waldbewohnern verletzt werden.
- Dr. Saibal Jana, der Adivasi praktisch gratis behandelte, wurde festgenommen.
- G.N. Saibaba, ein kranker, rollstuhlfahrender Professor der Universität Delhi, wurde auf unmenschliche Weise inhaftiert, weil er sich für marginalisierte Menschen engagierte.

An den Hochschulen war die Stimmung bereits geladen, als sich der Dalit-Student Rohith Vemula in Hyderabad das Leben nahm. Er sah unter den zunehmend diskriminierend agierenden Akademikern keine Zukunft. Sein Suizid löste Proteste aus. An der angesehenen Jawaharlal Nehru University in Delhi (JNU) wehrten sich Studierende gegen Gewalt und begrenzte Gedankenfreiheit. Die Situation eskalierte, als Kanhaiya Kumar, der Vorsitzende des JNU-Studentenausschusses und Spitzenmann der Hochschulorganisation der Kommunistischen Partei Indiens, festgenommen wurde.

Gefälschte Beweise sind mittlerweile normal. Manchmal schaut die BJP-Regie-

rung auch zu, wenn Angehörige ihrer Hochschulorganisation oder bezahlte Schläger Gewalt ausüben. Kanhaiya wurde im Polizeigewahrsam von BJP-nahen Rechtsanwälten verprügelt.

Parteigänger nennen alles, was nicht ihren Vorstellungen entspricht, unpatriotisch. Sie missachten die Werte der indischen Verfassung und die darin verankerten Bürgerrechte. RSS und BJP meinen plötzlich, sie könnten entscheiden, wer die „guten“ Inder sind. Gute Inder essen kein Rindfleisch – und die Strafe kann nun Mord sein. Gute indische Frauen kleiden sich auf bestimmte Weise – und die Strafe kann Festnahme sein. Jedenfalls schreien gute Inder: „Bharat Mata Ki Jai“ (Heil Mutter Indien).



RSS-Mitglieder meinen, sie könnten entscheiden, wer gute Inder sind.

In ihrem Indien zählt die Wachstumsrate, nicht Verteilungsgerechtigkeit oder ökologische Ethik. Blinder Glaube an fundamentalistische Dogmen ist angesagt. Indiens stolze Demokratie geht langsam kaputt. ←

Aditi Roy Ghatak



ist freie Journalistin und lebt in Kolkata.

aroyghatak1956@gmail.com



Werden Sie
unser Fan auf
Facebook!



www.facebook.com/development.and.cooperation

D+C Development and Cooperation
Zeitschrift

77.874 „Gefällt mir“-Angaben

D+C D+C Development and Cooperation
2 Std. · 🌐

NOWADAYS:
19-year old Ethel Elephat dropped out of primary school in 2010 because she could not afford school fees. She had lost both parents, and her only option for survival was getting married. But then two village women from the Participatory Development Initiatives (PDI) NGO approached her - and her life changed.

Bringing girls back to school
Malawi's civil-society organisations help to keep girls from dropping out of school

DANDC.EU

👍 Gefällt mir 💬 Kommentieren ➦ Teilen



ENGAGEMENT GLOBAL

Service für Entwicklungsinitiativen



www.engagement-global.de

Dank der Olympischen Spiele hat Rio de Janeiro eine neue Straßenbahn. **Seite 26**



Souza/picture-alliance/NurPhoto

www.EundZ.eu